# Rachel Gray.

## Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben.

Von

**Julia Kavanagh,**

Verfasserin von „Natalie," „Daisy Burns," „Grace Lee" 2c.

Deutsch

von

**A. Kretzschmar.**

Zweiter Band.

---

**Wurzen,**

Verlags-Comptoir.

1856.

# Rachel Gray.

---

## Zweiter Band.

# Erstes Kapitel.

Mrß. Gray hatte sich niemals viel um Mary Jones gekümmert, sie hatte sie stets für das gehalten, was sie wirklich war — ein krankes, launenhaftes Kind. Jetzt aber sehnte sich ihr Herz nach dem jungen Mädchen, und sie wollte sich selbst nicht gestehen weßhalb. Mary betrachtete dies als Etwas, was sich von selbst verstünde; Jane war neugierig, zu wissen, und Rachel wußte, was eine solche Veränderung hervorgebracht hatte, aber sie sagte Nichts und beobachtete schweigend.

In sanfterem Tone redete Mrß. Gray jetzt zu dem jungen Mädchen. Wenn Rachel sie auch noch so unbedeutend zu schelten wagte, so fiel ihr ihre Stiefmutter sogleich in's Wort. „Laß das Kind doch

gehen," waren ihre sanftesten Worte. Was Jane oder Mrß. Brown betraf, so erfuhren sie Beide bald, daß man Mary Jones nicht ungestraft scheel ansehen dürfe. Mrß. Gray sprach sich sehr mißbilligend darüber aus, daß sie das arme kleine Geschöpf neckten. Mit Einem Worte, Mary ward zu dem Posten eines Günstlings der herrschenden Mächte erhöhet, welchen Posten sie auch mit Würde und Wichtigkeit auszufüllen verstand.

Rachel Gray's wachsames Auge bemerkte jedoch auch andere Anzeichen. Sie sah mit schweigender Unruhe das matter werdende Auge, den wankenden Tritt, die täglich wachsende Schwäche ihrer Stiefmutter, und sie fühlte mit geheimem Kummer, daß sie diese strenge, aber nicht unliebende oder ungeliebte Genossin ihres stillen Lebens bald verlieren werde.

Eines Tages beklagte sich Mrß. Gray, daß sie sich matt und unwohl fühle. Am nächsten Tage fühlte sie sich noch unwohler und am dritten war es noch schlimmer. Und so verfiel sie Tag für Tag langsam und ohne Hoffnung auf Wiederherstellung. Mrß. Gray besaß einen starken, obschon beschränkten Geist und ein muthiges Herz. Sie hörte mit Ruhe

und Standhaftigkeit den Ausspruch des Arztes, und Tugenden, welche sie im Leben vernachlässigt, zierten und verschönerten ihre letzten Stunden und ihr Sterbebett. Demüthig und geduldig trug sie Leiden und Krankheit ohne Murren oder Klage, und gestattete sich nur einen Genuß, den Anblick und die Gegenwart Mary's.

Das junge Mädchen war freundlicher und aufmerksamer gegen ihre alte Freundin, als sich bei ihrem launenhaften, verhätschelten Wesen hätte erwarten lassen. Sie war gewissermaßen stolz darauf, Mrß. Gray Gesellschaft zu leisten, Mrß. Gray zu pflegen, wie sie es nannte. Ihre kleine Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt, daß sie die einst so furchtbare Mrß. Gray jetzt gänzlich in ihren Händen hatte und daß dieselbe gewissermaßen von ihrer Güte und Freundlichkeit abhing. Auch kann es sein, daß sie eine nicht unwürdige Freude darin fand, zu fühlen und der kleinen sie umgebenden Welt zu beweisen, daß auch sie eine Person von Gewicht und Bedeutung sei. Aber ihre kindliche Freundlichkeit half Nichts. Mrß. Gray's Stündlein hatte geschlagen. Auch sie sollte aus einer Welt scheiden, wo Mühe und wenig Freuden, wohl aber viele schwere Leiden ihr Theil

gewesen waren. Mary und Rachel waren mit ihr allein in dieser Stunde.

Mary war in dem Zimmer umher beschäftigt. Rachel saß am Bett ihrer Mutter. Bleich und matt wendete sich Mrß. Gray zu ihrer Stieftochter, und indem sie ihre noch übrigen Kräfte zusammenraffte, sagte sie:

„Meine arme Rachel, ich fürchte, daß ich Dich oft gemartert und gequält habe. Es war dies Sache meines Temperaments, aber ich habe es niemals böse gemeint — sicherlich niemals. Und dann siehst Du, Rachel,“ setzte sie, ihrem alten Geiste, der sie ihre Stieftochter mißverstehen ließ, treu, hinzu: „Daß Du nicht gerade so bist wie Andere, dies reizte mich zuweilen, aber ich weiß, daß es nicht recht von mir war — Du hattest es nicht verdient, armes Kind, denn natürlich, Du konntest ja nicht dafür.“

Und Rachel, die ihrem Geiste demüthiger Unterwerfung ebenfalls treu blieb, lächelte blos, küßte ihre Mutter auf die abgezehrte Wange und sagte in schüchternem Tone:

„Ach, denke doch nicht daran, liebe Mutter, Du verdienst deßhalb durchaus keinen Tadel.“

Und sie murrte nicht, nicht einmal in ihrem

Herzen. Sie fand es nicht hart, daß sie bis zuletzt mit einer gewissen Geringschätzung betrachtet ward.

Nicht lange hierauf sprach Mrß. Gray wieder.

„Wo ist Mary?" sagte sie.

„Hier bin ich, Mrß. Gray," sagte Mary, indem sie auf der andern Seite an ihr Bett trat.

Mrß. Gray lächelte, streckte ihre zitternden Hände aus und ergriff die des jungen Mädchens. Dann heftete sie ihre verschwimmenden Augen auf Mary's Gesicht und sagte zu Rachel:

„Rachel, sage Deinem Vater, daß ich ihm verzeihe — willst Du?"

„Ja, Mutter," entgegnete Rachel mit leiser Stimme.

„Rachel," sagte die Sterbende nochmals, und ihre schwache Stimme ward etwas lauter, „Rachel, Du bist mir eine gute und gehorsame Tochter gewesen — möge der Herr Dich segnen."

Thränen strömten Rachel's Wangen herab, als sie diese wenigen Worte hörte, welche sie für manche bittere Stunde belohnten. Ihre Mutter aber sah diese Thränen nicht, denn ihr Blick suchte immer noch Mary.

„In Deine Hände, mein Gott, befehle ich meinen Geist,“ murmelte sie, und während ihr Blick noch fest auf das bleiche Antlitz der kleinen Mary geheftet war, hauchte sie ihren letzten Seufzer aus.

Traurig und leer schien Rachel Gray das Haus zu sein, als ihre Mutter nicht mehr war. Sie vermißte ihre laute Stimme, ihren altersschweren Tritt, ja sogar ihr Schelten, welches lange Gewohnheit leicht erträglich gemacht hatte.

Die einst so theure und so schwer zu erlangende Einsamkeit und Freiheit ward jetzt peinlich und drückend, aber Rachel sollte sich nicht lange über die eine oder die andere zu beklagen haben.

Die heilige Schrift sagt uns, daß der Herr den züchtigt, den er lieb hat, und Rachel war nicht ungeliebt, denn auch sie sollte Züchtigung erleiden.

Trotz ihres kränklichen Ansehens hatte sie sich doch stets einer guten Gesundheit erfreut, und als sie daher eines Morgens nicht lange nach dem Tode ihrer Mutter aufstand und sich ungewöhnlich matt und unwohl fühlte, war sie mehr überrascht als unruhig.

„Sie sehen ja ganz krank aus, Miß!“ rief Jane, indem sie erschrocken ihre Arbeit sinken ließ.

„Ich fühle mich allerdings etwas unwohl,“ entgegnete Rachel ruhig. „Es wird wohl bald wieder vorüber gehen,“ setzte sie lächelnd hinzu.

Ihr Aussehen strafte ihre Worte Lügen. Vergebens bemühete sie sich, zu arbeiten, und die vereinten Bitten Jane's und Mary's bewogen sie endlich, in ihr Zimmer hinaufzugehen. Sie legte sich auf ihr Bett und versuchte zu schlafen, konnte aber nicht. Sie dachte an ihre Stiefmutter, die so unfreundlich und doch eben in ihrer Unfreundlichkeit so gutmüthig war; an ihren so gleichgiltigen, für jede Liebe unzugänglichen Vater; an ihr stilles, einsames Leben und dessen kleinliche Sorgen und Pflichten, über welchen eine so himmlische Hoffnung lächelte, die wie ein heller Stern über einem rauhen, dunklen Thale leuchtete. Und mit diesen Gedanken und Gefühlen, die immer stärker wurden, mischte sich die Hitze und Mattigkeit eines zunehmenden Fiebers.

Als Mary hinauf kam, um sich zu erkundigen, ob Rachel Etwas bedürfe, fand sie sie so krank, daß sie kaum ihre Frage beantworten konnte. Es ward immer schlimmer mit ihr. Der herbeigerufene Arzt erklärte ihre Krankheit für ein langsames, gerade nicht gefährliches, aber sehr entkräftendes Fieber.

„Dann giebt es kein anderes Mittel als Geduld,“ sagte Rachel still ergeben. „Ich fürchte, ich werde meiner Umgebung viel Mühe und Unbequemlichkeit verursachen, aber Gottes Wille geschehe.“

„Na, Miß, wir wollen Sie schon pflegen,“ sagte Jane eifrig; „nicht wahr, Mary?“

„Versteht sich, werden wir das,“ erwiderte das junge Mädchen eben so eifrig.

Rachel lächelte darüber, aber der Eifer der beiden Mädchen sollte durch den einer dritten Person in den Schatten gestellt werden. Am vierten Tage ihrer Krankheit ward Rachel aus dem schweren Schlafe, in den sie gefallen, durch den Schall zorniger, obschon gedämpfter Stimmen erweckt, die sich von der Treppe her vernehmen ließen.

„Ich sage Ihnen, es nützt Nichts und Sie dürfen nicht hinauf,“ sagte Jane in nachdrücklichem Tone.

„Et je vous dis que je veux monter, moi!“ rief eben so hartnäckig die grelle Stimme der Madame Rose.

Jane, die überhaupt nicht viel Geduld besaß, schien nun zu jenem letzten Beweismittel der Könige und Nationen zu greifen und sich zu bemühen, die

Eindringlingin durch physische Kraft zu entfernen, denn man hörte das Geräusch eines Handgemenges auf der Treppe. Wenn aber Jane auch die Kraft auf ihrer Seite hatte, so war Madame Rose dagegen mit größerer Behendigkeit begabt, und kam, obschon ein wenig zerzaus't und außer Athem, doch triumphirend in Rachel's Zimmer hineingeprallt.

„Nehmen Sie sich in Acht, Miß, nehmen Sie sich in Acht,“ kreischte Jane hinter ihr herstürzend; „die verrückte Französin hat sich hereingedrängt und ich konnte sie nicht zurückhalten.“

„Sei unbesorgt, Jane,“ sagte Rachel, als die erschrockene Lehrlingin an der Thür erschien; „ich freue mich sehr, Madame Rose zu sehen. Ich sage Dir, sie wird mir Nichts zu Leide thun, und ich freue mich, sie zu sehen,“ setzte sie hinzu, während Jane der Eindringlingin grimmige Blicke zuwarf.

Sie sagte dies in so bestimmtem Tone, daß die Lehrlingin sich entfernte, aber nicht ohne vorher ausdrücklich erklärt zu haben, daß sie in der Nähe bleiben und sofort bei der Hand sein werde, wenn Miß Gray sie brauche.

Rachel war zu krank, um viel zu sprechen; Madame Rose ersparte ihr indeß die Mühe, indem

sie diese Aufgabe ganz allein auf sich nahm, ja sie schien sogar geneigt, noch viel mehr auf sich zu nehmen, und so gleichgiltig Rachel auch gegen Alles war, so bemerkte sie doch mit Verwunderung, daß Madame Rose gewissermaßen von ihrem Krankenzimmer Besitz nahm.

Sie erkundigte sich nach Mimi. Madame Rose schüttelte den Kopf, zog ein viereckiges Taschentuch hervor, drückte es auf die Augen, verdrehte dann diese, daß nur das Weiße noch sichtbar war, und gab mit Einem Worte deutlich zu verstehen, daß Mimi in ihre letzte Heimath eingegangen sei.

Hierauf trocknete sie rasch ihre Thränen und theilte theils durch Worte, theils durch Geberden der Kranken mit, daß die Lehrlinge mit ihren Näharbeiten viel zu viel zu thun hätten, als daß sie daneben noch im Stande sein sollten, sie zu pflegen, und daß sie — Madame Rose — deßhalb diese Sorge übernehmen wolle.

Rachel war zu krank und zu matt, um Widerstand zu leisten, und Jane und Mary vermochten, obschon sie über diese Zudringlichkeit nicht wenig erbittert waren, doch nicht, die Französin zu entfernen, denn Madame Rose behauptete ihren Anspruch

durch den Besitz, der anerkanntermaßen neun Zehntheile des Rechts ausmacht, bis der Feind jeden Gedanken an Widerstand aufgegeben hatte.

Und eine treue Krankenwärterin war Madame Rose, stets aufmerksam, stets wachsam. Drei Monate lang sah Rachel in ihrem dunkeln Zimmer die rührige kleine Gestalt der Französin entweder sich flink umherbewegend oder aufrecht in ihrem Stuhle sitzend und emsig strickend, während sie allerdings zuweilen durch Jane und Mary abgelös't ward. Sie sah diese Gestalt, als sie, unfähig, sich zu regen oder zu sprechen, in der Erstarrung des Fiebers lag; in den wenigen Augenblicken matten Bewußtseins war sie ebenfalls da, und sie ward in ihren Gedanken mit ihrem Krankenzimmer so eng verknüpft, daß, als sie eines Tages frei vom Fieber erwachte, das angenehme Gefühl, daß der Schmerz gleich einem unruhigen Traume mit dem Morgen entflohen war, sich mit einem Gefühl von Ueberraschung und Verdruß mischte, als sie Madame Rose's Lächeln und Kopfnicken vermißte.

Rachel schaute sich verwundert um und erblickte die behäbige Gestalt der Mrß. Brown. Sie ward dadurch nicht wenig überrascht, denn sie wußte, daß

diese Dame vor Krankenzimmern eine große Scheu hatte. —

„Ich bin's!" sagte Mrß. Brown ihr zunickend. „Du bist nun wieder hergestellt, mein Kind."

„Allerdings fühle ich mich um Vieles besser," antwortete Rachel.

„Das versteht sich; das Fieber ist völlig verschwunden, sonst würdest Du mich auch nicht hier sehen, das kann ich Dir versichern," setzte Mrß. Brown mit abermaligem Kopfnicken und schlauem Blinzeln hinzu.

„Und Madame Rose," sagte Rachel, „wo ist Madame Rose?"

„Um die laß Dich nur unbekümmert. Verhalte Dich ruhig — das ist jetzt für Dich das Nothwendigste."

Mrß. Brown sagte dies in ziemlich ungeduldigem Tone. Rachel fühlte sich zu schwach, um ihre Autorität streitig zu machen; als aber Jane herauf kam, fragte sie wieder nach Madame Rose. Jane sagte kurz, es sei schon gut und Miß Gray solle sich nur ruhig verhalten; weiter wollte sie Nichts sagen.

Das Fieber hatte Rachel verlassen. Sie war nun außer Gefahr und es ward rasch besser mit ihr,

noch immer aber bekam sie Madame Rose nicht zu sehen und ward dagegen mit Mrß. Browns Gesellschaft häufiger beehrt, als ihr lieb war. Endlich verlangte sie in bestimmtem Tone eine Erklärung hierüber von Jane, welche diese ihr zögernd ertheilte.

„Lieber Gott, Miß," sagte sie, „die Sache ist eigentlich nicht werth, daß man davon spricht. Mrß. Brown kann die kleine Französin nicht leiden, und als sie daher eines Tages ausging, schloß sie die Thür hinter ihr zu und verbot Mary, zu öffnen, und als Madame Rose klingelte und pochte, steckte Mrß. Brown den Kopf zum Fenster hinaus und schimpfte auf sie los, bis sie sie für immer von dem Hause hinwegscheuchte."

„Aber was hat denn Mrß. Brown hierher geführt?" fragte Rachel, die sie mit großer Ueberraschung angehört hatte.

Jane machte ein verlegenes Gesicht, ward aber der Mühe des Antwortens durch Mrß. Browns Stimme erhoben, welche sie gebieterisch hinunterrief. Sie gehorchte sofort und ließ Rachel allein.

Ein milder, warmer Sonnenschein fiel durch das geöffnete Fenster auf das kranke Mädchen. Sie war an diesem Tage zum ersten Male aufgestanden und

saß in einem Lehnstuhl mit einem Buche auf den Knieen. Aber sie konnte nicht lesen; sie fühlte sich zu glücklich und gesegnet in jenem wonnigen Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit, welches durch lange Krankheit so süß gemacht wird. Ihre ganze Seele floß von Freude, Dank und Gebet über, und der Schatten trauriger oder niederdrückender Gedanken fiel jetzt nicht auf ihre Freude.

„Nun, mein Kind, wie befindest Du Dich heute?“ sagte die rauhe Stimme der Mrß. Brown, welche eintrat, ohne sich erst die Mühe des Anklopfens zu nehmen.

Rachel antwortete ruhig, sie fühle sich wohl — fast ganz wohl.

„Das glaube ich. Ich wußte schon, daß ich Dich durchbringen würde,“ sagte Mrß. Brown. „Du mein Himmel, das ganze Medizìniren half gar Nichts. Ich sagte dies auch Janen, aber sie wollte mir nicht glauben. Ich versichere Dir, Mädchen,“ sagte ich zu ihr, „ich thue es gern, aber es heißt eigentlich weiter Nichts, als mein Geld wegwerfen.“

„Ihr Geld, Mrß. Brown?“ unterbrach sie Rachel stutzend.

„Ja wohl, versteht sich, mein Geld, wessen Geld denn sonst? Wußtest Du denn Nichts davon?“

„Nein, durchaus nicht,“ entgegnete Rachel sehr bestürzt.

„Na, Du hast wohl Augen und siehst nicht!“ bemerkte Mrß. Brown in gutmüthigem Tone. „Woher glaubst Du denn, daß das Geld gekommen ist, das Deine Verpflegung seit drei Monaten gekostet hat? Aus meiner Tasche, versteht sich — zwanzig Pfund, drei Schillinge und sechs Pence, und außerdem ein Vierteljahr Miethzins ohne das jetzige.“

Rachel ward durch die Höhe der Schuld mit Entsetzen erfüllt. Wann und wie sollte sie im Stande sein, eine so große Summe zu bezahlen? Indessen versuchte sie, nachdem sie sich von ihrer Ueberraschung erholt, Mrß. Brown ihre Dankbarkeit für die so großmüthig geleistete Hilfe und ihre Hoffnung auszudrücken, daß sie mit der Zeit im Stande sein werde, die Schuld wieder abzutragen.

Davon aber wollte Mrß. Brown Nichts hören.

„Dummes Zeug, Rachel,“ sagte sie, „ich habe nicht mehr gethan, als für die Stieftochter meiner Cousine zu thun meine Pflicht war. Und zu wem hätte Jane, als sie Geld brauchte, weiter gehen

sollen als zu mir? Was die Wiederbezahlung betrifft, so hat es damit durchaus keine Eile, Rachel. Gott sei Dank, meine Mittel erlauben es mir, zwanzig Pfund ausleihen zu können, ohne daß es mir deßhalb an Etwas gebräche."

Dies war doch wirklich eine große Gefälligkeit, und Rachel fühlte dies auch, aber leider fühlte sie außerdem, daß sie von diesem Tage an die Ketten der Abhängigkeit und Knechtschaft tragen mußte. Zum Arbeiten war sie noch zu schwach; während ihrer langen Krankheit hatte sie den größten Theil ihrer Kunden eingebüßt; bis zu ihrer vollständigen Wiederherstellung war sie nothwendig auf Mrß. Brown's Unterstützung angewiesen, und Mrß. Brown war von allen Menschen die letzte, die von einem solchen Zustande der Dinge nicht Vortheil gezogen hätte. Mrß. Brown kam wann sie wollte, sagte was sie wollte und that in Rachel's Hause was sie wollte. In der That aber war es jetzt nicht mehr Rachel's Haus, sondern Mrß. Brown's. Rachel ward hier blos geduldet. Das Bett, auf dem sie schlief, gehörte Mrß. Brown; der Stuhl, auf dem sie saß, gehörte Mrß. Brown. Das fühlte Mrß. Brown und ließ es auch alle Andere mit Einschluß Rachel's fühlen.

Die Folgen ihrer Herrschaft zeigten sich sehr bald. Jeder Gegenstand des Hausgeräths erhielt einen andern Platz; jeder Winkel des Hauses ward sorgfältig untersucht und besser verwendet, und jedes unglückliche Individuum, welches Anhänglichkeit an Rachel Gray hegte, ward beleidigt und auf wirksame Weise aus dem Hause verbannt — von der zornmüthigen Madame Rose an bis herab zu dem friedlichen Mr. Jones.

Rachel übertrieb die Geduld. Ihr ganzes Leben lang war sie gelehrt worden, zu dulden und schweigend Alles über sich ergehen zu lassen, und jetzt, wo das Gefühl ihrer Schuld und Verbindlichkeit auf ihr lastete, wußte sie nicht, wie sie der häuslichen Tyrannei dieses neuen Quälgeistes Widerstand leisten sollte. —

Das Bequemste war, sich zu fügen. Rachel war der Ansicht, daß schon aus Dankbarkeit dies ihre Pflicht sei, und demgemäß fügte sie sich.

Aber es war dies eine Zeit der Prüfung und Anfechtung, und als auf eine solche blickte sie im späteren Leben darauf zurück. Janen erschien eine solche Geduld ganz erstaunlich und eher tadelns= als lobenswerth.

„Ich wund're mich, daß Sie das alte Geschöpf noch ausstehen können, wirklich, ich wund're mich," sagte sie nachdrücklich.

„Mrß. Brown meint es gut," sagte Rachel, „und ist mir eine gütige Freundin gewesen, als ich keinen andern Freund hatte. Ich kann daher wohl ein wenig Geduld mit ihr haben."

„Ein wenig Geduld!" wiederholte Jane entrüstet; „ein wenig Geduld, während sie fortwährend über Sie herzieht?"

Rachel aber wollte Nichts weiter hierüber hören. Wenn sie sich Etwas von Mrß. Brown gefallen ließ, so that sie es nicht, um hinter ihrem Rücken darüber zu murren. Dabei aber war sie gegen das, was sie litt, dennoch nicht so unempfindlich, daß sie sich nicht wirklich erleichtert gefühlt hätte, als Mrß. Brown einer ihrer Nichten einen Besuch in der Provinz abstattete und auf einige Wochen das Haus von ihrer Gegenwart befreite. In ihrem Innern beschuldigte sich Rachel der Undankbarkeit, weil sie sich freute. Es ist sehr Unrecht von mir, das weiß ich, dachte sie fast reuig, aber es ist mir, als könnte ich nicht anders.

Ihre Gesundheit war jetzt wiederhergestellt.

Sie hatte wieder Arbeit gefunden und wußte, daß sie mit der Zeit im Stande sein würde, Mrß. Brown zu bezahlen. Ihr Gemüth gewann wieder die gewohnte Stimmung; alte Gedanken, alte Gefühle, die während der Zeit der Anfechtung der Krankheit in den Hintergrund getreten waren, machten sich auf's Neue geltend, und die Zeit brachte, so wie sie verging, einen großen Gedanken in ihrem Herzen zur Reife.

„Wer weiß," fragte sie sich oft in ihren wachenden Träumen, „wer weiß, ob die Stunde nicht endlich da ist. Mein Vater kann nicht stets sein Gesicht von mir abwenden. Mich plötzlich zu lieben anfangen kann er nicht, aber warum sollte er es nicht mit der Zeit?"

Indessen ließ Rachel sich von diesem Gedanken nicht sofort zum Handeln bestimmen. Niemals, seitdem ihr Vater sie so kalt empfangen, hatte sie wieder seine Schwelle überschritten, wohl aber war sie oft des Abends vor seiner Thür hin und her gegangen, hatte ihn mit wehmüthigem und innigem Blicke durch das Fenster seiner Werkstätte hindurch betrachtet und niemals mehr gesucht als jenen verstohlenen Blick, obschon sie immer noch mit der Beharrlichkeit eines

liebenden Herzens einer glücklicheren Zukunft entgegen sah.

Und so zögerte sie, bis sie eines Morgens, als sie aufstand, sich ein Herz faßte und ausging — fest entschlossen, zu tragen wie Andere, zu handeln.

Sie ging nach dem Hause ihres Vaters. Sie fand ihn rüstig und finster, mit der Kraft eines in der Blüthe des Lebens stehenden Mannes seinen Hobel führend. Seine Stirn umwölkte sich, als er das bleiche Antlitz und die gebeugte Gestalt seiner Tochter erkannte. Dennoch hieß er sie eintreten, denn sie stand auf der Schwelle und wartete schüchtern auf einen Willkommen, und seine Unfreundlichkeit beschränkte sich auf die kalte Frage, was sie hierher geführt habe.

„Ich bin gekommen, um Dich zu besuchen, Vater," war ihre sanfte Antwort.

Und als Thomas Gray hierauf Nichts sagte, setzte Rachel hinzu:

„Meine Mutter ist gestorben."

„Ich weiß es und habe es schon seit drei Monaten gewußt," antwortete er kurz.

„Sie starb sehr glücklich," begann Rachel wieder, „und ehe sie starb, bat sie mich, zu Dir zu

gehen und Dir zu sagen, daß sie Dir all' Deine frühere Unfreundlichkeit aufrichtig verzeihe."

Thomas Gray runzelte seine rauhe Stirn. Seine verstorbene Gattin hatte selbst nicht das freundlichste Temperament besessen, und vielleicht meinte er, es sei an ihm eben so gesündigt worden, als er an Andern gesündigt habe. Er äußerte indessen Nichts.

„Vater," sagte Rachel, indem sie aus ihrem innersten Herzen sprach und ihn mit innigem Blicke ansah, „kann ich nicht mit Dir zusammen wohnen?"

Thomas Gray schaute seine Tochter unverwandt an, gab aber keine Antwort; Rachel, die sich indessen vorgenommen, sich nicht sogleich abweisen zu lassen, beharrte nichtsdestoweniger.

„Vater," hob sie wieder an, und ihre Stimme zitterte vor innerer Bewegung, „ich bitte Dich, laß mich bei Dir sein. Ich weiß, daß Dir nicht viel an mir liegt. Es kann sein, daß Du Recht hast, wenn Du nicht viel von mir hältst; aber dennoch könnte ich Dir nützlich sein. Zur Last würde ich Dir sicherlich nicht fallen, und in Krankheit, im Alter, glaube ich, hoffe ich, Vater, würdest Du es gern sehen, wenn Du Deine Tochter in Deiner Nähe hättest."

„Ich bin jetzt Dein einziges Kind,“ setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu, „das einzige lebende Wesen, welches von Dir abstammt. Ich habe auf dieser ganzen weiten Welt keinen einzigen Verwandten weiter, und auch Du, Vater, stehst allein. Laß mich mit Dir zusammen wohnen. Ich bitte Dich, erlaube es mir! Wenn meine Gegenwart Dir zuwider ist,“ setzte Rachel hinzu und sah ihn erwartungsvoll an, während Hoffnung und Muth ihr zu entsinken begannen, „so werde ich mich beiseite zu halten suchen. Wirklich, wirklich,“ setzte sie mit thränenden Augen hinzu, „ich werde es thun.“

Er hatte sie ganz ruhig ausreden lassen und antwortete nun eben so ruhig:

„Rachel, weßhalb ging ich nach Amerika?“

Rachel, die durch diese Frage verlegen gemacht ward, stammelte, daß sie es nicht wisse.

„Und weßhalb wohne ich hier?“ fuhr er fort.

Rachel antwortete nicht, aber es stieg eine traurige Ahnung in ihrem Herzen auf.

„Um allein zu sein,“ hob er wieder an und sagte dies in ziemlich strengem Tone; „um allein zu sein.“

Und mit diesen Worten griff er wieder zu seinem Hobel.

Mit Thränen, die er nicht sah, betrachtete Rachel den finstern, egoistischen alten Mann, den sie ihren Vater nannte. Die Worte, die er gesprochen, hallten in ihrem Herzen wider, aber sie wagte nicht, die Richtigkeit derselben zu bestreiten. Die schlichte Begründung ihrer Bitte war gehört und verworfen worden. Mehr, als sie schon gesagt hatte, konnte sie nicht sagen, und sie wollte nicht ein zweites Mal die schlichte Beredsamkeit aufbieten, die das erste Mal so fruchtlos geblieben war. Indessen faßte sie sich doch ein Herz, um eine schüchterne und demüthige Bitte hinzuzufügen, indem sie fragte, ob er ihr wohl erlaube, ihn zuweilen zu besuchen.

„Wozu?" fragte er kurz.

„Um zu sehen, wie Du Dich befindest, Vater," entgegnete sie kurz.

„Wie ich mich befinde," wiederholte er, während er argwöhnisch die Stirn zusammenzog; „und warum soll ich mich denn nicht wohlbefinden, das sage mir einmal?"

„Es könnte der Vorsehung gefallen, Dich mit Krankheit heimzusuchen," hob Rachel wieder an.

„Mit Krankheit,“ unterbrach er sie entrüstet, „ich sage Dir, Mädchen, ich bin in meinem Leben nicht krank gewesen. Sehe ich etwa aus wie krank?“

„Nein, durchaus nicht, Vater.“

„Und kennst Du vielleicht einen Mann von meinen Jahren, der nur halb so gesund und stark ist, wie ich? Wie?“ fragte er in fast herausforderndem Tone.

Die arme Rachel war die verkörperte Wahrheit. Anstatt einer Antwort auszuweichen, sagte sie einfach: „O ja, ich habe noch stärkere Männer gesehen, als Du bist, Vater.“

„Wirklich!“ rief er und warf ihr einen eben nicht freundlichen Blick zu.

Und obschon Rachel sich keines Unrechts bewußt war, so setzte sie doch hinzu: „Und mögen wir stark oder schwach sein, sind wir nicht Alle in Gottes Hand?“

Thomas Gray schaute unter seinen buschigen grauen Augenbrauen hervor seine Tochter an, die Liebe aber erhebt sich oft zu einer Furchtlosigkeit, die sie heroisch macht, und Rachel hob, ohne sich abschrecken zu lassen, wieder an:

„Vater,“ sagte sie in innigem Tone, „Du

brauchst mich jetzt nicht, ich weiß und sehe es; solltest Du mich aber jemals brauchen — und diese Zeit kann kommen — dann, Vater, bitte ich Dich, mich rufen zu lassen."

„Ich Dich brauchen? Und weßhalb sollte ich Dich brauchen?" fragte Thomas Gray.

„Ich kann es nicht sagen, denn ich weiß es nicht, aber doch wäre es möglich, daß Du mich brauchtest. Vergiß nicht, daß, wenn Du mich brauchst, Du blos nach mir zu schicken nöthig hast. Ich bin bereit, zu kommen, stets bereit."

Er sah sie an, während sie so vor ihm dastand, als ein bleiches, blasses, kränkliches Mädchen. Dann lachte er verächtlich, als ob ihre fortwährende Gegenwart ihn allmählig zum Zorne reizte.

Rachel fühlte auch in der That, daß ihr Besuch schon hinreichend lang gewesen, und da sie sich nicht die Möglichkeit der Wiederkehr abschneiden wollte — denn sie besaß eins jener ruhig-beharrlichen Gemüther, welche die Hoffnung niemals aufgeben — so wünschte sie ihrem Vater in ruhigem Tone Lebewohl.

Ohne sie anzusehen, murmelte er eine unverständliche Antwort.

Rachel verließ die Werkstätte und kehrte in ihre ruhige Gasse und einsame Wohnung zurück.

Indessen einsam fand sie dieselbe nicht. Allerdings war Jane, um irgend Etwas zu holen, ausgegangen, aber Mary war allein im Zimmer. Sie saß mit ihrer Arbeit auf dem Schooße da und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Vergebens versuchte sie ihre Thränen zu verbergen oder zu hemmen. Rachel sah Mary's Kummer, und sofort ihr eigenes Leid vergessend, setzte sie sich freundlich neben das junge Mädchen und fragte sie, was ihr fehle.

Anfangs wollte Mary nicht sprechen, plötzlich aber schlang sie ihre Arme um Rachel's Hals und rief, während ihre Thränen auf's Neue hervorbrachen:

„O, meine liebe, liebe Miß Gray! Ich bin sehr elend.“

„Aber weßhalb denn, Kind?“ fragte Rachel erstaunt.

„Er ist fort — er ist fort!“ schluchzte Mary.

„Wer ist denn fort, liebes Kind?“

Mary ließ den Kopf sinken. Rachel aber drang so freundlich in sie, zu sprechen, daß ihr Herz sich

öffnete, und mit vielen Unterbrechungen und erklärenden Zusätzen erzählte Mary Jones ihrer freundlichen Zuhörerin eine kleine Geschichte, die wir für den Fall, daß der Leser nicht so nachsichtig oder so geduldig wäre, wie Rachel Gray, in schlichteren und kürzeren Worten wiedererzählen wollen.

---

## Zweites Kapitel.

Die Zeit war vergangen. Es waren in Allem neun Monate seit Eröffnung der „Theekanne“ verflossen.

Wir müssen ganz offen sein. Mr. Jones hatte nicht alle Wochen ein Pfund zehn Schillinge reinen Gewinn erzielt, und dies äußerte natürlich Einfluß auf alle seine Berechnungen mit Einschluß der zehn Procent Vermehrung des Gewinns. Es waren Wochen gewesen, wo er nicht mehr als ein Pfund verdient; andere, wo er blos zehn Schillinge erübrigt, ja es waren sogar Wochen gewesen, wo er froh sein mußte, wenn er Nichts zusetzte. Es war sonderbar, aber es war so. Mr. Jones stutzte anfangs darüber nicht wenig, lernte aber sehr bald sich daran gewöhnen.

„Es ist ganz natürlich,“ bemerkte er in philo=

sophischem Tone zu Mary, „es ist einmal so der Geschäftsgang, verstehst Du; der Geschäftsgang ist einmal so.“

Diese Worte erklärten Alles.

Eine zweite Schattenseite war, daß das Vorderzimmer, welches, wie sein Hauswirth gleich bei ihrer ersten Unterredung bewiesen, fünf Schillinge die Woche werth war, und für welches Mr. Jones deßhalb — im Vertrauen auf das Wort seines Hauswirths — dreizehn Pfund jährlich in seiner Rechnung in Ansatz gebracht, sich durchaus nicht vermiethen wollte.

Es war dies die erste Andeutung, die Mr. Jones von der praktischen Geschäftswahrheit erhielt, daß man nothwendig auf Verluste Rücksicht nehmen muß.

Er hatte daher schon fast alle Hoffnung auf das Vermiethen dieses unglücklichen Zimmers aufgegeben, und der Zettel am Ladenfenster hatte Zeit gehabt, schmutzig und gelb zu werden, als eines Morgens ein junger Mann in den Laden trat und in ruhigem, besonnenem Tone sagte:

„Hier ist ein Zimmer zu vermiethen?“

„Ja, Sir,“ entgegnete Jones, auf den die-

ser kurz angebundene Ton einen gewissen Eindruck machte.

„Hinterseite oder Vorderseite?“

„Vorderseite, Sir, Vorderseite. Ein herrliches Zimmer, Sir.“

„Preis?“

„Fünf Schillinge wöchentlich, Sir. Ein Zimmer, das in jeder andern Lage sechs Schillinge werth wäre. Wollen Sie es sich vielleicht ansehen, Sir? Mary — Mary, liebes Kind, willst Du einstweilen auf den Laden Achtung geben?“

Mary kam murrend über die Störung, während ihr Vater dem Fremden voran die Treppe hinauf eilte, das Fenster aufriß und ihm ein sehr staubiges Zimmer zeigte, welches durchaus nicht sonderlich meublirt war.

„Ein herrliches Zimmer, Sir,“ sagte Mr. Jones, indem er schlau mit den Augen blinzelte; „ein ächter Brüsseler Teppich, das Bildniß der Königin über dem Kamin, und dieses Bett, Sir — fühlen Sie nur einmal dieses Bett an, Sir,“ setzte er hinzu, indem er einen kräftigen Schlag darauf that, um die Weichheit des genannten Gegenstandes zu beweisen. „Auch eine sehr schöne Aussicht haben Sie, die Eisen-

bahn ganz in der Nähe — man sieht alle Züge hier vorbei kommen."

Ohne weiter auf alle diese Vorzüge zu achten, warf der Fremde einen raschen Blick in dem Zimmer umher, und sagte dann in seiner kurz abgebrochenen Weise:

„Wollen Sie mir's für vier Schillinge lassen? Ja? Gut, dann ziehe ich heute Abend ein."

Und ohne Mr. Jones Zeit zum Antworten zu lassen, ging er die Treppe hinunter und durch den Laden zum Hause hinaus.

„Nun, Vater, hast Du das Zimmer vermiethet?" fragte Mary, als ihr Vater, noch ganz verblüfft von dem sonderbaren, kurz angebundenen Wesen des jungen Mannes, herunterkam.

„Allerdings, Kind," entgegnete er, „ich glaube, ich kann sagen, ich habe es vermiethet, denn der junge Mann zieht heute Abend ein."

„Wie heißt er denn?" fragte Mary schnell.

„Ja, das weiß ich wirklich nicht. Er sagte mir es nicht, und ließ mir auch nicht Zeit, ihn darnach zu fragen."

„Aber, Vater, Du hast ihm doch nicht etwa das Zimmer vermiethet, ohne seinen Namen zu wissen?"

„Ja, ich habe es ihm nicht vermiethet,“ sagte Mr. Jones; „er hat es genommen.“

„Das ist aber sonderbar!“ sagte Mary.

„Sonderbar! Ich nenne es mehr als sonderbar!“ rief der Materialhändler, und ward jetzt erst entrüstet über die erfahrene Begegnung. „Aber er soll nicht eher darin schlafen, als bis ich näheren Aufschluß über ihn habe, dafür stehe ich ihm.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der junge fremde Mann wieder in den Laden hereinschritt.

„Mein Name ist Joseph Saunders,“ sagte er kurz, „und wenn Sie mehr zu wissen wünschen, so wenden Sie sich an Mr. Smithson Nr. 13. in dem Gäßchen dicht hier daneben. Er wird Ihnen allen möglichen Aufschluß geben.“

Nachdem er dies gesagt, verschwand er abermals. Es war vor der Hand weiter Nichts dagegen einzuwenden, und Mr. Jones, der etwas neugierig war, schickte sich an, zu Mr. Smithson, der in der That ganz in der Nähe wohnte, zu eilen, als Mr. Joseph Saunders abermals zum Vorschein kam.

„Vielleicht wünschen Sie gleich die erste Woche voraus bezahlt zu haben,“ sagte er, und ohne weiter

auf Antwort zu warten, legte er vier Schillinge auf den Ladentisch und verschwand wieder — dies Mal aber um nicht wieder zu kommen. Mary war sehr betroffen.

„Er sieht ganz vornehm aus," sagte sie. „Saunders — Joseph Saunders! Ein hübscher Name."

„Das ist Alles sehr gut," entgegnete ihr Vater, indem er die vier Schillinge in den Kasten strich. „Ich muß aber ein paar Worte mit Mr. Smithson sprechen — und wenn er zehn Mal Joseph Saunders hieße."

Er nahm seinen Hut und ging aus, um Mr. Smithson aufzusuchen, einen alten, steifen Töpferwaarenhändler, der einen Steinwurf weit von der Theekanne wohnte. Der Tag war schön, und Mr. Smithson lüftete seine Pfannen und Schüsseln, und stellte sie längs des Pflasters auf, gleich Fallen für die Füße unvorsichtiger Passanten.

„Guten Morgen," begann Jones in gewinnendem Tone.

„Guten Morgen!" entgegnete oder grunzte vielmehr Mr. Smithson, ohne sich die Mühe zu nehmen, in die Höhe zu sehen.

„Ich komme blos, um mich nach einem jungen

Manne zu erkundigen — sein Name ist Joseph Saunders. Kennen Sie ihn?"

„Nun, wenn ich ihn nun auch kenne?" antwortete Mr. Smithson, der zu vorsichtig war, um sich fangen zu lassen.

„Nun denn, wenn Sie ihn kennen, so können Sie mir wohl auch Etwas über ihn sagen, nicht wahr?"

„Weßhalb denn?" fragte der Töpferwaarenhändler trocken.

„Weßhalb!" rief Mr. Jones, der nun bald die Geduld zu verlieren begann. „Er hat mein Vorderzimmer gemiethet, und ich wünsche zu wissen, was für ein Bürschchen er ist, und überdies hat er mich an Sie verwiesen — deßhalb frage ich."

„Nun denn," sagte Mr. Smithson, „dann will ich Ihnen blos so sagen: Erstens, er wird seinen Zins bezahlen; zweitens, er wird Ihnen keine Unruhe machen; drittens, das ist Alles."

Mit diesen Worten wendete sich Mr. Smithson, der einen Augenblick lang aufgeschaut und in seiner Beschäftigung inne gehalten hatte, wieder zu seinen Töpferwaaren.

„Und was treibt er denn?" fragte Mr. Jones,

der durch diese kurze Mittheilung keineswegs zufrieden gestellt war.

„Und wenn Sie hier stehen bleiben bis morgen früh,“ entgegnete Mr. Smithson in mürrischem Tone, „so erfahren Sie doch kein Wort weiter von mir.“

Mr. Jones pfiff, steckte die Hände in die Taschen und ging seiner Wege. Er hatte sich der unverzeihlichen Sünde schuldig gemacht, Mr. Smithson, seitdem er in dessen Nachbarschaft gezogen war, noch nicht für einen Schilling von seinen Waaren abgekauft zu haben, und Mr. Smithson fühlte sich dadurch natürlich gekränkt.

„Nun, Vater,“ rief Mary begierig, sobald sie ihren Vater erblickte, „wer ist er? was ist er? was treibt er? ist er verheirathet? —“

„Mein Himmel,“ unterbrach sie Mr. Jones, „woher soll ich denn das Alles wissen? Er wird seinen Zins bezahlen, und er ist ein anständiger Mann, und weiter haben wir sonst nach Nichts zu fragen. Uebrigens glaube ich, ist es auch die höchste Zeit, daß Du Dich auf den Weg zu Miß Gray machst.“

Mit dieser beschränkten Mittheilung mußte Mary sich begnügen.

Der neue Miethsmann erwies sich als das, was Mr. Jones sehr treffend einen „bis an den Hals zugeknöpften Menschen" nannte. Er war ein langer, brünetter, schweigsamer, zurückhaltender junger Mann, der jede Woche seinen Zins bezahlte, jeden Morgen ziemlich früh ausging, jeden Abend um zehn Uhr nach Hause kam und jeden Sonntag verschwand.

Wir haben bereits angedeutet, daß Mr. Jones sehr neugierig war. Dieses Geheimniß war ihm unerträglich, und dadurch, daß er seinem Gaste früh und spät auflauerte, gelang es ihm endlich, zu ermitteln, daß derselbe kürzlich seine Stellung in einem großen Handelshause der City verlassen habe und jetzt bemüht war, eine andere zu finden.

Mehr beliebte es Mr. Joseph Saunders nicht, ihm mitzutheilen, aber dies war genug.

Schon seit einiger Zeit hatte der arme Kolonialwaarenhändler sich in starkem Verdacht, daß er kein sehr guter Geschäftsmann sei, daß es ihm an Etwas fehle, an Energie, an Muth, er wußte nicht recht was, aber Etwas war es, davon war er überzeugt.

„Wenn ich," dachte er, „so einen jungen Mann wie diesen für mein Geschäft gewinnen könnte, so wäre das für mich etwas Herrliches und mit der Zeit auch für ihn nicht übel. Denn gesetzt, er würde mein Compagnon und heirathete Mary, nun so ist das Haus einmal sein. Ich möchte wohl wissen, welcher Kaufmann in der City zu ihm sagen würde: Saunders, ich will Sie zu meinem Compagnon machen, und Sie sollen meine Tochter bekommen?"

Erfüllt von der Wichtigkeit des Vorschlages, den er zu machen hatte, ging Mr. Jones demgemäß eines Morgens hinauf in das Zimmer seines Miethsmanns und erhielt, nachdem er leise angepocht, Erlaubniß einzutreten. Kaum aber hatte er den Fuß über die Schwelle gesetzt, kaum einen Blick um sich geworfen, als ihm der Muth entsank. Joseph Saunders packte seinen Koffer.

„Wollen Sie denn fort, Sir?" sagte Jones in mattem Tone.

„Ja wohl," entgegnete der junge Mann, „ich habe eine Stelle gefunden, und muß daher natürlich fort von hier. Meine Woche ist morgen um, glaube ich; da ich aber nicht gekündigt habe, so werde ich natürlich noch die nächste bezahlen."

Er steckte, indem er dies sagte, die Hand in die Tasche. Der arme Mr. Jones war von seiner getäuschten Erwartung zu schmerzlich ergriffen, als daß ihm an den vier Schillingen viel gelegen gewesen wäre.

„O bitte, sprechen Sie nicht davon," sagte er schnell; „Ihre Zeit ist morgen um, und damit ist Alles zu Ende."

Diese Worte bezogen sich mehr auf das Ende seiner Hoffnungen, als auf etwas Anderes. Mr. Saunders warf ihm einen Blick leichter Ueberraschung zu, sagte aber ruhig:

„Nein, nein, Mr. Jones, Alles, was recht ist. Ich habe nicht gekündigt, und deßhalb sind hier Ihre vier Schillinge."

Er legte, indem er dies sagte, das Geld auf den Tisch, und fuhr dann in seinem Einpacken weiter fort.

Er vergaß zu fragen, was Mr. Jones in sein Zimmer geführt habe, und Mr. Jones, dem nun Nichts mehr daran lag, es ihm zu sagen, steckte seine vier Schillinge ein und entfernte sich rasch unter dem Vorwande, daß seine Anwesenheit im Laden nöthig sei.

Mr. Jones hatte in dieser ganzen Sache nicht gehandelt, ohne dabei seine Tochter zu Rathe zu ziehen. Sie hatte schweigend seine Pläne gebilligt, und als er unkluger Weise ihr hatte merken lassen, wie er glaube, daß diese Pläne leicht mit einem Heirathsbündnisse zwischen ihr und dem jungen Saunders enden könnten, da hatte eine matte Röthe das fahle Gesicht des armen kleinen Geschöpfes überzogen, und indem sie sich bückte, um dem gütigen Blicke ihres Vaters auszuweichen, that sie, als ob sie eine Nadel aufheben wollte, die nicht herunter gefallen war.

Und nun wartete sie unten, denn es war noch sehr zeitig, und sie war noch nicht zu Miß Gray gegangen — sie wartete, um das Ergebniß der Conferenz ihres Vaters mit Mr. Saunders zu erfahren. Kein Wunder, daß er etwas langsam und ziemlich kleinlaut wieder herunter kam. Er sagte weiter Nichts als: „Er hat wieder eine Stelle.“ Dann pfiff er, um zu zeigen, daß er sich aus der ganzen Sache Nichts mache, und trat in den Laden, wo ein schmutziges Kind, mit dem Kinne auf dem Ladentische ruhend, darauf wartete, bedient zu werden.

Auch Mary hatte ihre Träume gehabt, unschuldige Träume, die aus dem Schatten der Liebe und

aus der Materie der mädchenhaften Eitelkeit zusammengesetzt waren. Das arme Kind empfand diesen Schlag, den ersten, den ihr kurzes Leben erfahren, und begann kindisch zu weinen. Ihre Augen waren roth, als sie ihre Arbeit anfing, aber sie saß im Schatten, und Jane, welche Miß Jones selten mit ihrer Aufmerksamkeit beehrte, sah Nichts. Rachel Gray war in ihre eigenen Gedanken viel zu sehr versunken, um auf Etwas zu achten, was um sie her vorging.

Erst bei ihrer Rückkehr entlockte sie, als sie Mary in Thränen antraf, dieser die kurze Geschichte ihrer Hoffnung und Täuschung.

Es ist keine leichte Aufgabe, selbst den leichtesten Kummer zu trösten, denn es ist keine leichte Aufgabe, Sympathie zu fühlen. So wenig aber auch ihr ernster Geist Mary's Leiden verstehen, so wenig sie auch in der That Sympathie mit der kindischen Laune haben konnte, aus welcher diese Leiden hervorgegangen waren, so fühlte Rachel doch Mitleiden mit dem Kummer des jungen Mädchens, so wie er einmal war, und durch Theilnahme und sanftes Zureden beschwichtigte sie Mary und sendete sie wenigstens zum Theile getröstet nach Hause.

Mr. Saunders war natürlich mittler Weile fort. Er war fort gegangen, ohne ein Lebewohl an sie zurück zu lassen. Mary's Eitelkeit ward dadurch eben so sehr verletzt, als ihr Herz.

Mr. Jones besaß von Haus aus keine rasche Wahrnehmungsgabe, die Liebe aber ist stets scharfblickend. Es ging ihm tief zu Herzen, seine kleine Mary so bekümmert zu sehen. Er sah sie theilnehmend an, versuchte einen Seufzer zu unterdrücken und sagte so heiter als möglich:

„Gräme Dich nicht, Mary. Du mein Himmel, wir werden noch Miethsleute genug bekommen, und was diesen Saunders betrifft, so mache ich mir nun, da er fort ist, nicht weiter so viel daraus. Er war ein gescheidter junger Mann, aber er hatte kein Geld, und einen Compagnon ohne Geld in's Geschäft zu nehmen, daran denkt heut zu Tage höchstens nur ein so gutmüthiger Mensch wie ich bin. Aber wie ich gesagt habe, wir werden noch Miethsleute die Menge bekommen — Miether die Menge."

„Wir haben in diesen ganzen neun Monaten nur diesen einen gehabt," sagte Mary in bitterem Tone.

„Sie werden schon noch kommen," sagte ihr

Vater mit erzwungener Heiterkeit, „sie werden schon noch kommen.“

Und er sagte dies auf so drollige Weise, und blinzelte dabei so schlau mit den Augen, daß Mary nicht umhin konnte zu lachen.

## Drittes Kapitel.

---

Mary war fort; Jane war blos nach Hause gekommen, um in ihr Zimmer hinauf zu gehen. Rachel saß allein in dem kleinen Zimmer bei ihrem Lichte und las. Und las sie wirklich? Ach leider, nein, ihr Wille heftete ihre Augen auf das Blatt, aber ihr Gemüth empfing nicht die Eindrücke, die in dem Inhalte des Buches lagen. Die Sätze waren zerrissen und zusammenhangslos wie die Bilder eines Traums; die Worte hatten keinen Sinn. Aeußerlich schien Rachel so ruhig zu sein wie je, in ihrem Herzen aber regte sich ein seltsamer Kummer, — eine seltsame Unruhe.

An diesem Tage war die Hoffnung langer Jahre gescheitert; an diesem Tage hatte sie sich nochmals angeboten und war wiederum zurückgewiesen worden.

Vergebens sagte sie zu sich selbst: „Ich muß mich fügen — es ist der Wille Gottes, ich muß mich fügen.“ Eine Stimme in ihrem Innern schien stets zu sagen: „Vater, Vater, warum hast Du mich verlassen!“ bis es Rachel endlich war, als ob sie es nicht mehr ertragen könne.

Schweigend ertragene Leiden machen sich stets doppelt fühlbar. Rachel Gray's Wesen war ein stilles; sie hatte niemals Sympathie verlangt, sondern war frühzeitig gelehrt worden, statt derselben nur Spott zu erwarten und hinzunehmen. Verhöhnt, verlacht, hatte sie fürchten gelernt, daß das Auge eines menschlichen Wesens einen Schimmer von ihren Leiden erblicke. Denn wenn ihren kleinen Leiden eine solche Begegnung widerfuhr — wie mußte es dann ihren schwerern Kümmernissen ergehen?

Deßhalb fiel Rachel jetzt eben so wenig als früher Jemandem mit ihrer Last beschwerlich. Warum sollte sie auch? Wer und was war sie, daß Andere sich darum kümmern sollten, ob ihr Vater sie liebe oder nicht? Wem verschlug es Etwas, daß er sie nicht hinreichend liebte, daß er sie zur Einsamkeit verurtheilte? Das erbarmungsvolle Auge Gottes schaute allerdings vielleicht mit Zärtlichkeit und Liebe

auf sie herab, von ihren Mitmenschen aber erwartete Rachel Nichts.

Und so geschah es, daß Rachel an diesem Abende, nachdem sie den müssigen Kummer eines verzogenen Kindes getröstet, in der Einsamkeit sitzend die Last ihres Kummers fast unerträglich fand. Wie alle schüchterne Personen war sie leicht reizbar. Zorn kannte sie nicht, aber eben so heftige, obschon reinere Gemüthsregungen konnten ihr Herz beunruhigen. Und jetzt ward sie durch ein Gefühl des Unrechts und der Kränkung bewegt und zwar tief bewegt. Ihr Vater that ihr Unrecht — vielleicht wußte er es nicht, aber er that ihr Unrecht. Gott der Allmächtige, das fühlte sie, hatte ihm nicht ein Kind gegeben, um es auf diese Weise mit einem Gemisch von Widerwillen und Verachtung zu behandeln. Gab es Niemanden weiter, dem er seine Verachtung und Geringschätzung zu Theil werden lassen konnte, als seine eigene Tochter?

Sie stand auf und ging in einiger Aufregung im Zimmer hin und her. Dann stellten sich ruhigere und sanftere Gedanken ein, die ihr Herz rührten, bis ihre Thränen zu fließen begannen. Hatte sie nicht diesen Tag gefehlt — war sie in ihren Bitten

nicht zu kalt gewesen — hatte sie sich nicht durch die erste Abweisung zu leicht zurückschrecken lassen? Hätte sie ihrem Vater nur gestattet, die innige, tiefe Liebe zu sehen, welche in dem Herzen seiner Tochter glühete, so hätte er sie ganz gewiß nicht so kalt von sich weisen können.

„Und warum soll ich es nicht nochmals versuchen?“ murmelte eine innere Stimme; „das Königreich des Himmels kann erstürmt werden — und was ist das Königreich des Himmels Anderes als das Reich der Liebe?“

Anfangs schien dieser Gedanke ein so ungeheuerlicher zu sein, daß Rachel davor wie vor einem zu ihren Füßen gähnenden Abgrunde zurückfuhr. Gerade aber wie unsere Augen sich allmählig an die Gebilde der größten Gefahr gewöhnen, so kehrte auch dieser Gedanke wieder, ohne daß sie davor zurückbebte. Was hatte sie überdies zu verlieren? Nichts! Mit einer gewissen Verzweiflung beschloß sie, Thomas Gray wieder aufzusuchen und noch einen Versuch zu machen, ihn zu rühren.

„Wenn er mich jetzt wieder zurückweis't,“ setzte sie bei sich selbst hinzu, „so werde ich mich fügen und ihm nicht wieder lästig fallen.“

Es war noch nicht spät, und überdies fühlte sich Rachel in ihrer gegenwärtigen Gemüthsstimmung über jede Furcht erhaben. Es dauerte nicht lange, so war sie angekleidet und machte sich auf den Weg. Dies Mal blieb sie unbehelligt. Sie ging wie ein Schatten durch das Menschengewühl und blieb wie ein Schatten unbeachtet. Die Nacht war dunkel und unfreundlich; ein scharfer Wind pfiff die Straßen entlang, aber Rachel achtete weder auf Kälte noch Finsterniß. Ihre Gedankeu wogten voll und frei in ihrem Gehirn; dies Mal fühlte sie, daß sie sprechen könne, und eine freudige Ahnung in ihrem Herzen sagte ihr, daß sie gehört und nicht vergebens gehört werden würde.

In diese Gedanken versunken, wußte Rachel kaum, wie schnell sie gegangen war, bis sie endlich mit dem mechanischen Impulse der Gewohnheit sich vor dem Alteisenwaarenladen stehen sah. Wie aus einem Traume erwachend und über sich selbst lächelnd ging sie weiter. Rachel hatte erwartet, Thomas Gray's Laden geschlossen und ihn selbst abwesend zu finden; das Licht aber, welches in seiner Wohnung brannte und seinen Schein auf die gegenüber-

stehenden Häuser warf, ließ ihr Herz vor Freude und Hoffnung schlagen.

Schüchtern schaute sie durch die Glasscheiben hinein. Der Laden war leer, ihr Vater war ohne Zweifel in dem Hinterzimmer. Rachel trat ein, die Thürklingel läutete. Sie blieb auf der Schwelle stehen und erwartete ihn aus dem Stübchen erscheinen zu sehen, während sie sich zugleich darauf gefaßt machte, seinen kalten Blick und seine strenge Miene zu ertragen.

Aber er kam nicht. Entweder war er im obern Stocke, oder in einem andern Theile des Hauses, oder bei einem Nachbar.

Es stand ein Stuhl in dem Arbeitsladen. Rachel setzte sich darauf und wartete — wie lange, wußte sie selbst nicht, denn Secunden schienen Stunden, und alles wahre Bewußtsein der Zeit hatte sie verlassen.

Endlich kam sie auf allerhand Vermuthungen und Befürchtungen. Warum war das Haus ihres Vaters so still und so öde? Sie ging an die Thür und schaute die Straße hinab. Sie war still und einsam. Jedes Haus war geschlossen, und selbst aus

der benachbarten Hauptstraße schien alles Geräusch von Leben und Bewegung verschwunden zu sein.

Plötzlich besann sich Rachel auf das kleine Wirthshaus, in welches ihr Vater sie einmal geschickt. Sie hatte ihn oft des Abends dorthin gehen sehen, vielleicht war er auch jetzt dort. In dem Schatten der Häuser eilte sie bis an die Thür des Wirthshauses. Dieselbe stand halb geöffnet. Sie schaute vorsichtig hinein, und da sie in dem Dunkel der Straße stand, so konnte sie dies ungesehen thun. Der Wirth saß nickend hinter seinem Schenkschranke und außer ihm war keine Seele im ganzen Zimmer. Rachel warf einen Blick auf die Uhr über seinem Kopfe; es war ein Viertel auf Zwölf. Erschrocken kehrte sie nach dem Hause ihres Vaters zurück.

Zufällig bemerkte sie, als sie auf der entgegengesetzten Seite der schmalen Gasse hinschritt, einen Umstand, der früher ihrer Aufmerksamkeit entgangen war.

In dem Zimmer über Thomas Gray's Arbeitsladen brannte ebenfalls ein Licht. Sie blieb stehen und schaute mit klopfendem Herzen hinauf. Sie war überzeugt, daß ihr Vater hier sei.

Rachel trat wieder in die Werkstätte, setzte sich

nochmals nieder und beschloß geduldig zu sein; ihre Aufgeregtheit und Unruhe aber ward bald unerträglich. Von einer unklaren Furcht erfaßt, stand sie auf, ergriff das Licht und trat in das Stübchen.

Es war leer. Eine niedrige Thür, die sie angelehnt fand, passirend, ging sie eine finstere Treppe hinauf. Dieselbe endete in einem schmalen Vorplatz mit einer einzigen Thür. Sie pochte an, bekam aber keine Antwort. Sie versuchte das Schloß, und die Thür ging auf, aber Rachel schritt nicht über die Schwelle, sondern blieb entsetzt über den Anblick, der sich ihr darbot, auf derselben stehen.

Das Zimmer war klein, ärmlich ausgestattet, und enthielt Nichts als ein niedriges, schmales Bett, einen Tisch und einige Stühle. Auf dem Kaminsims brannte ein Talglicht düster und flackernd, weil es lange nicht geputzt worden, und sein düsterer Schein fiel auf die regungslose Gestalt des alten Thomas Gray.

Er saß gerade und steif in einem hölzernen Stuhle mit einer Hand auf jeder Armlehne ruhend. Sein Gesicht war entsetzlich bleich und starr wie der Tod. Seine Augen stierten die kahle Wand an und schienen der Sehkraft zu entbehren.

„Mein Vater ist todt," dachte Rachel. Sie trat in das Zimmer und ging auf ihn zu. Als sie aber ihre Hand auf seinen Arm legte, verrieth ihr eine leichte zuckende Bewegung, daß er noch lebte.

Ja, er lebte noch, jenen lebendigen Tod, der schlimmer ist, als der wahre.

Ein Schlaganfall hatte ihn gelähmt, ohne daß er Etwas davon geahnt. Wie ein Dieb in der Nacht war es gekommen und hatte binnen wenigen kurzen Secunden die Kraft des stolzen Mannes niedergeworfen. Dieser Kraft hatte er sich am Morgen noch gerühmt; kaum waren seitdem zwölf Stunden verflossen — und wo war sie jetzt?

Rachel verlor ihre Geistesgegenwart nicht. Wie sie das Haus verließ, einen Arzt fand und denselben zur Stelle brachte, wußte sie niemals genau zu sagen, aber sie that es.

Der Arzt sah Thomas Gray und dann Rachel an.

„Sie sind die Tochter?" fragte er in freundlichem Tone.

„Ja, Sir, die bin ich."

„Dann, mein armes Mädchen, thun Sie mir sehr leid — sehr leid. Ihr Vater kann noch jahre=

lang leben, aber ich kann Ihnen keine Hoffnung auf Wiederherstellung machen."

„Keine, Sir?" stammelte Rachel, indem sie ihn mit gespannter Erwartung ansah.

„Nicht die mindeste. Es ist besser, ich sage es Ihnen sogleich, als daß ich Sie täusche."

Aber Rachel wollte und konnte ihm nicht glauben. Der Urtheilsspruch war zu hart, zu unbarmherzig, um wahr zu sein.

„Vater, Vater! kennst Du mich?" rief sie.

Er sah sie mit stierem Blicke an. Kannte er sie? Vielleicht. Wer kann sagen, in wie weit der Geist in diesem todten Körper lebte? Aber wenn er sie auch kannte, so war doch nun die Zeit vorüber, wo er sich mit dieser so lange verachteten und nun bitter gerächten Tochter unterreden konnte.

Vergebens umarmte sie ihn weinend, vergebens forderte sie ihn auf, ihr zu antworten. Er sah sie immer fort noch auf dieselbe stiere Weise an, und sagte kindisch: „Schon gut, schon gut."

„Aber kennst Du mich denn — kennst Du mich denn, Vater?" sagte Rachel.

Wieder sah er sie mit stierem Blicke an, und

wieder waren die einzigen Worte, die er aussprach: „Schon gut, schon gut.“

„Sein Verstand ist auf immer dahin,“ sagte der Arzt.

Rachel antwortete nicht. Sie faltete die Hände und blickte wehmüthig auf das nichtssagende Gesicht des alten Mannes. Mit tiefem Schmerze fühlte und sah sie, daß nun in der That ihr Traum vorüber sei — daß niemals, niemals auf Erden sie das lange gehoffte Kleinod, die Liebe ihres Vaters, gewinnen werde.

---

## Viertes Kapitel.

Als der Morgen graute, führte Rachel ihren Vater in das bescheidene kleine Haus, welches er Jahre zuvor freiwillig verlassen.

Thomas Gray war nicht blos ein gelähmter und hülfloser alter Mann, sondern er war auch ganz mittellos. Nur wenig mehr als was zur Deckung seiner laufenden Ausgaben hinreichte, fand Rachel in seiner Wohnung. Sein Meublement war alt und werthlos, und sein Arbeitsgeräth deckte kaum den rückständigen Miethzins.

Die Welt traut uns indessen selten gute Beweggründe zu. Man erzählte sich überall in der Nachbarschaft, Thomas Gray sei ein wohlhabender Mann, und wenn Rachel Gray ihn nicht in das Armenhaus bringen lasse, so werde sie schon wissen warum.

„Als ob sie ihn nicht dahin bringen lassen und sein Geld trotzdem behalten könnte,“ rief Jane entrüstet, als sie diese Verläumdung hörte, und da Verschwiegenheit nicht zu Jane's Tugenden gehörte, so erzählte sie Rachel Gray Alles wieder.

Die arme Rachel erröthete ein wenig. Es schien ihr seltsam und auch etwas hart zu sein, daß ihre Handlungsweise auf diese Art beurtheilt ward. Jedoch verschwand diese Röthe bald wieder aus ihrem bleichen Gesichte und die augenblickliche Aufregung aus ihrem Herzen.

„Mag die Welt denken und sagen, was sie will,“ dachte sie, „ich brauche nicht darnach zu fragen und werde nicht darnach fragen.“

Nicht lange, nachdem Rachel ihren Vater bei sich aufgenommen, verließ Jane sie. Die Zeit ihrer Lehre war um und überdies stand sie im Begriff, sich zu verheirathen. Beim Scheiden verrieth sie mehr Rührung, als man von ihr hätte erwarten sollen.

„Leben Sie wohl, Miß Gray,“ sagte sie zu wiederholten Malen, „leben Sie wohl — Sie sind gut, was auch die Welt denken mag.“

Das Lob war ein bedingtes und Rachel fühlte

dies vielleicht auch, denn sie lächelte. Sie nahm es indessen, wie Jane es meinte — freundlich, und ihre Trennung erfolgte in Frieden und Freundschaft.

Rachel war nun mit ihrem Vater und Mary allein. Das junge Mädchen besaß keine sonderliche Beobachtungsgabe. Sie sah weiter Nichts, als ein ruhiges, stilles Mädchen und einen hülflosen alten Mann mit grauem Haar und schroffen, nichtssagenden Zügen, der den ganzen Tag lang am Kamin saß und von seiner geduldigen Tochter gepflegt ward.

Zuweilen allerdings, wenn Rachel Gray ihren Vater mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit abwartete, wenn sie an seinem Stuhle verweilte, ihm theilnehmend in's Gesicht blickte oder mit schüchterner und zarter Hand das gebleichte Haar ihm sanft von der rauhen Stirn strich, dann schaute Mary allerdings verwundert zu und fühlte eine unbestimmte Rührung, aber dennoch war sie zu kindisch, um zu wissen weßhalb.

Und in der That, die Geschichte von Rachel's Leben zu jener Zeit läßt sich nicht erzählen. Es war schön, aber seine Schönheit war nicht von dieser Welt und kann daher auch irdischen Blicken nicht ent=

hüllt werden. Es lag wie ein göttliches Geheimniß zwischen ihrem Herzen und Gott.

Dieser Friede sollte indessen nicht lange dauern. Rachel und ihr Vater saßen eines Morgens allein in dem Zimmer, als Mrß. Brown, welche die Hausthür blos angelehnt gefunden, ohne vorherige Ankündigung hereinprallte. Sie war scharlachroth im Gesicht und schien in der größten Aufregung zu sein.

„Du unverschämtes Geschöpf," kreischte sie, „Du unverschämte Dirne, wie kannst Du Dir unterstehen, diesen Mann in's Haus zu bringen — in mein Haus! Wie kannst Du Dir dies unterstehen?"

„Es ist mein Vater," sagte Rachel, ganz bestürzt sowohl über die Anklage, als auch über Mrß. Brown's unerwartetes Erscheinen.

Diese Antwort erbitterte Mrß. Brown noch mehr. Sie hatte nie eine außerordentliche Freundschaft oder Zuneigung für ihre verstorbene Cousine empfunden, wohl aber immer die Meinung gehegt, daß ihr von ihrem Manne großes Unrecht zugefügt worden, weßhalb sie Thomas Gray mit keinem geringen Grade von Haß und Feindseligkeit beehrt hatte. Daß nun Rachel in dieser Beziehung nicht ebenso dachte, wie sie, und sich sogar erdreistete, sie

daran zu erinnern, daß der Uebelthäter ihr Vater sei, das war in Mrß. Brown's Augen ein Verbrechen von der schwärzesten Art.

Sie ließ deßhalb ihren Empfindungen freien Lauf. Sie war ein gemeines Weib und besaß einen hohen Grad von ununterbrochen strömender pöbelhafter Beredsamkeit. Sie überhäufte Rachel und Thomas Gray mit Spott- und Schmähreden, aber Rachel entgegnete kein Wort, sondern ließ stumm wie eine Bildsäule und bleich wie der Tod sie ausreden.

Auch Mrß. Brown war bleich geworden, aber vor Wuth.

„Weißt Du," setzte sie, an allen Gliedern zitternd, hinzu, „daß ich Dich auf die Straße hinauswerfen lassen könnte, Dich und Deinen bettelhaften Vater — weißt Du das?"

Rachel wußte es allerdings und sie seufzte in ihrem Innern. Mrß. Brown sah diesen innern Kampf und triumphirte in dem Bewußtsein ihrer eigenen Macht. Aber eben die Heftigkeit ihres Zornes erschöpfte sie bald. Sie fühlte sich viel ruhiger und betrachtete die Dinge von einer vernünftigeren Seite.

„Ich bin ein Narr, daß ich darauf achte, was ein so einfältiges Ding thut, wie Du bist," bemerkte Mrß. Brown mit jener Hintansetzung der Höflichkeit, die eine ihrer Haupteigenschaften war; „denn da Du einfältig bist, so kann man eigentlich auch weiter Nichts als etwas Einfältiges von Dir erwarten. Du mußt geradezu toll gewesen sein, daß Du Deinen Vater hierher gebracht hast; denn wenn Du Dich selbst nicht ernähren kannst, wie willst Du denn noch dazu ihn ernähren? Indessen, es ist ein Glück, daß ich gerade noch zeitig genug gekommen bin, um die Sache in Ordnung zu bringen. In welches Kirchspiel gehört er denn? Nach Marylebone, nicht wahr? Ich werde noch heute mit dem Armenaufseher sprechen und an Deiner Statt die Sache abmachen. Es ist am Ende," setzte Mrß. Brown hinzu, indem sie Hut und Shawl ablegte und sich heimisch zu machen begann, „es ist am Ende ebenso gut, daß Du Dich nicht hineingemischt hast, denn Du würdest eine schöne Geschichte angerichtet haben, dafür stehe ich. Na, was stehst Du denn da, als wenn Du träumtest. Koche mir eine Tasse Thee — ich bin so matt, daß ich mich kaum auf den Füßen halten kann."

Zum Beweise ihrer Behauptung sank sie auf den ihr zunächst stehenden Stuhl nieder, zog ihr Taschentuch heraus und begann sich zu fächeln. Anstatt aber Mrß. Brown's Befehle zu gehorchen, blieb Rachel Gray regungslos und bleich vor ihr stehen. Sie schaute ihr unverwandt in's Gesicht und sagte in festem, ruhigem Tone:

„Mrß. Brown, so lange ich lebe, soll mein Vater nicht das Armenhaus betreten.“

„Was!“ kreischte Mrß. Brown.

„Ich sage,“ wiederholte Rachel, „daß mein Vater, so lange Gott seiner Tochter das Leben schenkt, niemals ein Armenhaus betreten soll.“

Mrß. Brown war ganz verblüfft — dann schlug sie ein spöttisches Gelächter auf.

„Dummes Zeug, Rachel,“ sagte sie, „dummes Zeug. Ich kann Dich ja jeden Augenblick aus dem Hause werfen lassen.“

Diese Drohung blieb jedoch ohne Wirkung. Rachel war stark in dieser Stunde, ihre Wange hatte Farbe, ihr Auge hatte Licht, ihr Herz hatte Muth. Sie betrachtete den hülflosen alten Mann, der diesen Sturm über ihr Haupt gebracht, dann Mrß. Brown, legte dann ruhig ihre Hand auf

Thomas Gray's Schulter, schaute Mrß. Brown wieder in's Gesicht und lächelte schweigend. Ihre Wahl war getroffen — ihr Entschluß war gefaßt.

„Willst Du ihn in das Armenhaus schicken oder nicht?“ rief Mrß. Brown gebieterisch.

„Nein,“ entgegnete Rachel bestimmt.

„Nun, sehr schön,“ rief Mrß. Brown mit höhnischem Gelächter, „sehr schön — thue wie Dir beliebt. Also, das ist mein Lohn, daß ich Dich vor dem Bettelstabe gerettet? Nun, sehr schön, dann kannst Du Dich mit Deinem Vater nur gleich Deiner Wege packen.“

„Sei es so,“ entgegnete Rachel in fast feierlichem Tone. „Was ich in diesem Hause zurücklasse, wird, hoffe ich, die Forderung decken, die Sie an mich haben. Vater,“ setzte sie hinzu, indem sie sich zu ihm niederbeugte, „stütze Dich auf meine Schulter und stehe auf. Wir müssen gehen.“

Stumpfsinnig hatte Thomas Gray Alles mit angehört und mit demselben Stumpfsinne erhob er sich zitternd, als Rachel ihn aufforderte, sah ihr in's Gesicht und stotterte sein gewöhnliches kindisches: Schon gut, schon gut.

Ehe sie aber die Thür erreichten, fiel Mrß.

Brown zu Rachel's Ueberraschung und Schrecken in heftige Krämpfe. Sie war ein übermüthiges und launenhaftes Weib, aber ihr Herz war nicht ganz schlecht, und als sie sah, daß Rachel sie so ohne Weiteres beim Worte nahm, ward sie von einem Gemisch von Wuth und Scham überwältigt.

Rachel ließ ihren Vater schnell auf dem nächsten Stuhle Platz nehmen und eilte dann Mrß. Brown zu Hülfe. Ein Ausbruch von Thränen und bitteren Vorwürfen folgte auf die Krämpfe, und Rachel mußte sich sagen lassen, daß sie das undankbarste Geschöpf auf Gottes Erdboden sei. Vergebens versuchte Rachel sich zu rechtfertigen, Mrß. Brown übertäubte sie durch eine Fluth von Worten und blieb dabei, daß sie auf das Empörendste beleidigt und gekränkt worden sei.

Der Auftritt endete, wie dergleichen Auftritte stets enden. Es ward ein Vergleich geschlossen, das Schlachtopfer machte jedes Zugeständniß und die siegreiche Tyrannin erreichte mehr als sie gewollt. Kurz, damit es ihrem Vater nicht an einem Obdache gebreche, willigte Rachel ein, in dem Hause zu bleiben, und Mrß. Brown erklärte sich wohlwollend bereit, mit darin zu wohnen und Rachel als Magd und

Sclavin zu verwenden, wodurch Mrß. Brown, abgesehen davon, daß sie Rachel in ihrer Macht behielt — und für ein so herrschsüchtiges Gemüth war dies keine Kleinigkeit — eine bedeutende Ersparniß erzielte.

„O, mein Vater — mein Vater,“ dachte Rachel, als sie sich diesen Abend über seinen Stuhl neigte und Thränen, die er nicht fühlte, auf sein graues Haar fielen, „Du ahnst nicht, was ich um Deinetwillen werde dulden müssen.“

Sie sagte dies nicht laut, aber dennoch schien er unklar wahrzunehmen, daß ihr Etwas auf dem Herzen lastete, denn er schüttelte den Kopf und stammelte sein ewiges: Schon gut — schon gut!

„Aber ich werde es ertragen! so wahr mir Gott helfe!“ rief Rachel laut und inbrünstig.

Und sie trug es. Aber was war nun ihr Schicksal? Man fordre nicht, es zu hören. Sie hatte ihr Opfer im Geiste gänzlicher Selbstverleugnung gebracht und wir brauchen nicht das zu zählen, was sie selbst nicht berechnete.

---

## Fünftes Kapitel.

Dieselbe Wolke der Unruhe und des Leidens, welche jetzt Rachel Gray's tägliches Leben verdüsterte, thürmte sich auch bald über ihren Nachbarn und Freunden empor. Mit banger Ahnung erwartete sie das Nahen eines Unheils, welches ihnen noch unsichtbar war.

Eines Morgens stand Mr. Jones auf und es war ihm gerade so zu Muthe wie immer. Er machte seinen Laden auf und hatte keine Ahnung von dem Schauspiele, welches sich seinen Blicken darbieten sollte.

Die „Theekanne" stand an der Ecke einer Straße, die natürlich gegenüber eine zweite Ecke hatte. Diese Ecke hatte sich seit undenklichen Zeiten

im Besitz eines rußigen, baufälligen, unbewohnten Hauses befunden, hinter dessen zerbrochenen Zimmerfenstern Mr. Jones stets weiter Nichts, als die von innen verschlossenen, nackten eichenen Läden gesehen hatte.

Jetzt aber sah er zu seinem Entsetzen ein halbes Dutzend Arbeitsleute den untern Theil des Hauses wegreißen, während sie den obern unberührt ließen. Sein Herz that einen gewaltigen Schlag an die Rippen.

„Ich bin verloren," dachte er, „man will hier einen Kaufladen daraus machen."

Und dies war auch wirklich der Fall; aber was für ein Kaufladen sollte es werden? Das war die Frage. Jones verlor keine Zeit. Er machte seinen Laden vollends auf, steckte die Hände in die Taschen — sein gewöhnliches Manoeuvre, wenn er unbefangen aussehen wollte — schlenderte ein Stück die Gasse hinab, plauderte mit einigen Kindern und kam endlich wieder zu den Arbeitern zurück.

„Da wird ja flott niedergerissen," sagte er, nachdem er eine Weile zugesehen. „Ein altes elendes Nest — nicht wahr?"

„Niedergerissen!" wiederholte einer der Arbeiter,

indem er ihm einen verächtlichen Blick zuwarf, „Ihr scheint Viel von der Sache zu verstehen."

„Nun, was soll es denn werden?" fragte Jones und machte ein so einfältiges Gesicht, als nur möglich, „ein Stall?"

„Ein Stall! — ein Laden wird es, Ihr Dummkopf."

„Aha, ein Laden! Also ein Laden wird es, so, so! Und was für ein Laden soll es denn werden — ein Bier- und Branntweinladen? Es fehlt uns hier an einem."

„Da müßt Ihr Mr. Smithson fragen, dem gehört das Haus."

„Ah, es gehört Mr. Smithson — so, so."

Jones ging mit sehr erleichtertem Herzen davon.

Mr. Smithson hatte schon lange davon gesprochen, sich und seine Töpferwaaren in ein größeres Local, als welches er jetzt einnahm, zu versetzen. Ein angenehmer Nachbar war er allerdings nicht, aber Alles war besser, als die Furcht, die sich einen Augenblick lang Richard Jones Herzens bemächtigt hatte.

Die Arbeiter brachten nicht lange über ihrer Aufgabe zu, denn Mr. Smithson trug schon Sorge dafür, daß dies nicht geschah. Früh und spät, den

ganzen Tag lang sah Jones ihn sie antreiben. Er beobachtete ihn durch die Töpfe mit schottischer Marmelade, welche sein Ladenfenster schmückten, und bewunderte bei sich selbst den unermüdlichen Eifer, den Mr. Smithson entfaltete. Bescheidentlich verglich er ihn auch mit seinem eigenen Mangel in dieser Beziehung.

„Ich bin nicht genug auf dem Zeuge, das ist die Sache,“ gestand sich Mr. Jones in seinem eigenen Herzen.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit waren die Maurer mit ihrer Arbeit fertig. Auf sie folgten die Zimmerleute, die ebenso fleißig und rührig waren.

Und nun ward Richard Jones' Herz abermals von Furcht und Zittern ergriffen. Was machten denn diese fleißigen Zimmerleute? Ha, sie fabricirten Bretergestelle und Schubkästen — Schubkästen von jeder Größe, gerade solche, wie er in seinem Laden hatte!

Er fragte einen der Zimmerleute, ob er wisse, was in diesem Laden verkauft werden solle.

Der Mann konnte es nicht sagen, meinte aber, es solle vermuthlich ein Oel- und Farbewaarenladen

werden. Also war er nicht für Mr. Smithson selbst bestimmt? O, nein, gewiß nicht.

Jones ging fort und ward von den martervollsten Gedanken beunruhigt. Hatte der Mann Recht — hatte er Unrecht? Hatte er die Wahrheit gesprochen? Hatte er ihn belogen? Sollte er, Jones, jetzt, wo sein Geschäft sich wirklich hob, durch einen Nebenbuhler bedroht werden? Oder war dies eine ungegründete Besorgniß, das Phantom seiner Furcht?

Was hätte er nicht darum gegeben, wenn er dies hätte glauben können! Seine Lage war um so peinigender, als er vor Niemandem sein Herz auszuschütten wagte und vor Mary am allerwenigsten. Sie, das arme, kleine Geschöpf, war weit entfernt, die Befürchtungen ihres Vaters zu theilen und freute sich vielmehr über die Aussicht auf einen neuen Kaufladen.

„Er wird die ganze Gasse putzen und gleich mehr Leben hineinbringen," sagte sie zu ihrem Vater, „besonders wenn es ein Modewaarenladen ist. Ich bin neugierig, ob sie hübsche Hüte haben werden."

Sie versuchte sich über diesen interessanten Punkt Auskunft zu verschaffen, was ihr aber vollständig mißlang.

Ungewißheit ist schlimmer als die schlimmste Gewißheit. Richard Jones verlor Appetit und Schlaf. Wenn der Schlummer sich ja einstellte, so war er von so furchtbaren Träumen begleitet, daß wachende Gedanken, wenn auch noch so bitter, doch wenigstens nicht so schrecklich waren. Er konnte den Laden gegenüber nicht vergessen — erstens, weil er ihn jeden Morgen mit seinen leiblichen Augen sah, und zweitens, weil er fortwährend vor jenem innern Auge schwebte, welches Wordsworth die „Wonne der Einsamkeit" nennt. In wie weit es für Richard Jones eine Wonne war, kann der Leser sich leicht denken.

Während dieser ganzen Zeit war der Bau des Ladens immer weiter vorgeschritten und nachdem Maurer, Zimmermann, Glaser und Decorateur mit ihrer Arbeit fertig waren, war er vollendet und bereit, seinen Besitzer aufzunehmen, der sich aber mit seinem Erscheinen nicht sehr beeilen zu wollen schien.

Dies war für Richard Jones die schlimmste Zeit. Den ganzen Tag lang den Laden anzusehen und nicht zu wissen, was er daraus machen sollte, Vermuthungen anzustellen, ob es ein Freund oder ein Feind wäre, ob er der Straße, auf welche er

seine Hoffnungen gesetzt, neuen Glanz verleihen, oder diese Hoffnungen schon in ihrer Geburt vernichten würde, dies war sicherlich keine gewöhnliche Anfechtung. Es war nicht zu verwundern, daß er hager, bleich und abgezehrt ward.

Endlich brach die Krisis herein. Gegen das Ende des Monats November schlug ein gefürchtetes Gerücht an sein Ohr. Der Laden sollte ein Materialladen sein und eine Woche vor Weihnacht eröffnet werden!

An demselben Abende kam Mary weinend und in großer Aufregung nach Hause. Mrß. Brown hatte mit ihrer gewöhnlichen Menschenfreundlichkeit die Nachricht mitgetheilt.

„O Vater!" rief sie, „Mrß. Brown sagt, es sei ein Materialladen."

„Das habe ich heute auch gehört," antwortete er ein wenig düster. „Laß das aber nur gut sein," setzte er hinzu, indem er eine heitere Miene anzunehmen versuchte, welcher Versuch aber gänzlich fehlschlug, „laß das nur gut sein. Ich glaube, es ist Platz genug für Zwei."

Er sagte es, aber er wußte, daß es nicht wahr sei. Er wußte, daß nur für Einen Platz da war

und daß, wenn Zwei kämen, entweder Beide nach einem grimmigen Kampfe untergehen, oder der Eine am Leben bleiben und über den Ruin des Andern triumphiren müsse. Er wußte es und stöhnte, wenn er daran dachte.

„Ach seufze doch nicht so, Vater,“ sagte Mary und begann wieder zu weinen.

„Mary, mein liebes Kind, ich kann mir nicht helfen,“ sagte Jones, indem er seinen nur zu lange zurückgehaltenen Gefühlen Raum gab. „Es ist nicht Platz für Zwei da — das ist die schlichte Wahrheit — und wenn noch ein Materialwaarenhändler sich hierher setzt, nun, dann muß er mich ruiniren, oder ich muß ihn ruiniren. Das ist kein angenehmer Gedanke, meinst Du nicht auch?“

Mary war nicht ohne Muth.

„Vater,“ rief sie entschlossen, „wenn es einmal so ist, nun, so ist es so und es läßt sich nicht ändern, aber ich würde nicht nachgeben, ohne erst zu versuchen, ob ich die Oberhand gewinnen könnte.“

Ihr Vater schüttelte trostlos den Kopf.

„Kind,“ sagte er, „das ist gerade, als ob ein altes Pferd es einem feurigen, jungen zuvorthun wollte. Dieser neue Mensch hat jeden Vortheil.

Sieh' seinen Laden an, und dann meinen, der seine ist ja zwei Mal so groß, wie der meine. Sieh' nur sein Schaufenster an — lauter Spiegelglas, sieh' seinen Ladentisch an — Alles von polirtem Eichenholz."

„Nun, kannst Du denn den Laden — unsern Laden — nicht auch so aufputzen?" fragte Mary ehrgeizig. „Es ist ja noch Zeit."

„Ach, ja, Zeit ist noch — aber das Geld, liebe Mary!"

„Ja, freilich, das darf man nicht schonen."

„Ach, ich wollte es recht gern nicht schonen, liebes Kind, wenn ich es nur erst hätte, aber Du siehst, der Gewinn von einem Pfund zehn Schillingen die Woche hat nicht ausgehalten, und solche Sachen kosten Viel — sehr Viel."

Mary dachte eine Weile nach.

„Wie wäre es," meinte sie dann, „wenn Du einen neuen Vorrath von Compots in Glaskrügen in das Schaufenster stelltest?"

„Und was sollen wir mit den alten machen?"

„Wir wollen sie essen — und wie wäre es, wenn Du noch einige Töpfe Eingemachtes hinzufügtest?"

„Eingemachtes!“ wiederholte Jones und sah seine Tochter mit zweifelhaftem Blicke an.

„Und wie wäre es,“ fuhr Mary fort, „wenn Du auch noch Maccaroni und Saucen anschafftest und Dich als ein Materialhändler höherer Art etablirtest?“

Jones kratzte sich im Kopfe.

„Ach, liebes Kind,“ sagte er, „dieser Stadttheil ist kein vornehmer, und wer würde meine Maccaroni und Saucen kaufen?“

„Natürlich Niemand,“ entgegnete Mary stolz. „Du sollst sie auch nicht anschaffen, um sie zu verkaufen, sondern blos, damit unser Laden ein feineres Ansehen gewinnt — damit Du ein Materialwaarenhändler höheren Ranges bist.“

Die Worte „höheren Ranges“ kitzelten den heimlichen Ehrgeiz des armen Jones, er versprach seiner Tochter ernsthaft, sich die Sache zu überlegen.

Mary hatte andere Gedanken, welche sie ihrem Vater nicht mittheilte, und von diesen Gedanken war der hauptsächlichste, zu erfahren, was aus Mr. Saunders geworden sei und den alten Plan, ihn zur Compagnie an dem Geschäfte anzulocken, wieder aufzu-

nehmen. Von diesem Projecte war sie so erfüllt, daß sie, theils um sich Beihülfe zu verschaffen, theils um sich ein gewisses Ansehen zu geben, ihn unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit Rachel Gray anvertraute, und nachdem sie ihre Geschichte zu Ende erzählt, gab sie ziemlich deutlich zu verstehen, daß, wenn Mr. Joseph Saunders sich gut betrüge, er mit der Zeit auf die Ehre ihrer Hand Anspruch machen könne.

Rachel hörte sie schweigend an und zeigte eine sehr unbehagliche Miene.

„Liebes Kind,“ sagte sie zögernd, „Du darfst nicht an so Etwas denken, wirklich, das darfst Du nicht.“

„Und warum denn nicht?“ fragte Mary spitz, indem sie schnippisch den Kopf in die Höhe warf.

„Weil, liebes Kind,“ sagte Rachel in sanftem und traurigem Tone, „weil Jane im Begriff steht, diesen Mr. Saunders zu heirathen, der ein Vetter von Mr. Smithson ist, welcher für ihn eben den neuen Materialladen hat bauen lassen.“

Einen Augenblick lang war Mary wie betäubt. Dann brach sie in Thränen aus.

„Er ist ein gemeiner, hinterlistiger Mensch! Das ist er!“ rief sie.

„Ach, liebes Kind,“ sagte Rachel in sanftem Tone, „willst Du denn Nichts aus der Hand Gottes annehmen? Wir müssen Alle unser Schicksal tragen!“ setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu.

Wie sanft aber Rachel auch sprach, so sah Mary doch mehr rebellisch als unterwürfig aus. „Er ist ein gemeiner —“ fing sie wieder an, aber Mrß. Brown's Eintritt unterbrach sie.

Mrß. Brown war auf sehr übler Laune. Anfangs hatte sie sich gegen Rachel und ihren Vater ziemlich anständig benommen, in der letzten Zeit aber ihrem natürlichen Charakter freien Lauf gelassen, und dieser war, wie wir nicht erst zu sagen brauchen, ein keineswegs liebenswürdiger. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit hatte sie überdies noch einen Grund mehr zur Unzufriedenheit.

„Also,“ rief sie, indem sie die Thür zuschlug und Rachel in zornigem Tone anredete, „also Dein Bettelmann von Vater hat meine schöne Tasse zerbrochen? Wie steht es nun damit!“

Rachel ward todtenbleich, als sie dieses neue Unglück vernahm.

„Wirklich, Mrß. Brown —" begann sie.

„Ach, nenne mich nicht Mrß. Brown," war die entrüstete Antwort, „ich sage Dir, ich habe noch nie einen Augenblick Ruhe und Frieden gehabt und werde auch nie einen haben — seitdem Du und Dein Bettelmann von Vater in's Haus gekommen seid."

Denn in Folge einer seltsamen Verkehrtheit der Begriffe, behauptete und glaubte Mrß. Brown hartnäckig, daß es Rachel und ihr Vater seien, die in das Haus gekommen wären und nicht sie.

Rachel hätte sie darauf aufmerksam machen und hinzufügen können, daß das tägliche Anhören von Vorwürfen und Beleidigungen nicht mit bei der Uebereinkunft verabredet worden sei, die sie mit Mrß. Brown geschlossen. Sie hätte dies sagen können — aber was hätte es genützt? Es stand ihr frei, jeden beliebigen Tag zu gehen, und da sie es vorzog, zu bleiben, warum sollte sie es dann nicht geduldig ertragen? Und deßhalb schwieg sie, während Mrß. Brown schalt und schimpfte, denn, wie sie zu Mary gesagt hatte: „Wir haben Alle unsere Schicksale zu tragen."

Das junge Mädchen nahm sich indessen keine

Lehre daraus. Nicht so bald hatte Mrß. Brown den Rücken gewendet, als Mary wieder auf Mr. Saunders, Jane, Mr. Smithson und den neuen Laden schimpfte, bis sie wieder nach Hause ging.

Ihr Vater wußte bereits Alles und rief in düsterem Tone, er habe so Etwas schon erwartet und es sei in dieser gottlosen Welt von Rechtschaffenheit, Dankbarkeit oder Herzensgüte keine Spur mehr zu finden.

Aus dieser umfassenden Bemerkung ersehen wir deutlich, daß Mr. Jones nach und nach ein Menschenfeind wird. Und dennoch war die Sache sehr einfach — ein Fall, der sich jeden Tag ereignet. Smithson hatte gesehen, daß es ihm Nutzen bringen könne, wenn er Jones den Boden unter den Füßen wegzöge. Warum sollte er es nicht thun? Ist nicht Gewinn der Zweck des Handels? Und ist nicht Concurrenz der ehrlichste Weg zum Gewinne?

## Sechstes Kapitel.

Der Leser kann sich selbst denken, wie Jane und Joseph Saunders einander heiratheten. Sie waren schon lange mit einander verlobt. Man denke sie sich nun von ihrer Hochzeitsreise nach Gravesend zurückgekehrt. Es ist Winter, und am nächstfolgenden Abende soll der Laden, „die zwei Theekannen“ genannt, eröffnet werden.

Richard Jones verbrachte eine schlaflose Nacht und öffnete seinen Laden, sobald das graue Dämmerlicht in die Gasse hineindrang. Es half ihm wenig. Bloß ein schmutziges Kind kam und holte für einen Penny braunen Zucker. Es war ziemlich halb neun Uhr, als Saunders seinen Laden aufmachte, und gerade um diese Zeit begann ein kalter, feiner Regen zu fallen.

Der Morgen war ein höchst unfreundlicher, und nur einige elende Gestalten huschten über die nasse Straße hinweg. Keine kam in die „Theekanne," aber die Schwelle des nebenbuhlerischen Ladens ward auch nicht von einer einzigen Seele überschritten.

Und so verging der düstere Morgen weiter, bis die Thurmuhr Zehn schlug. Dann kamen einige Kunden in Richard Jones' Laden. Sie waren sammt und sonders sehr entrüstet über die Unverschämtheit des gegenüberliegenden Ladens, sich daher zu pflanzen — ganz besonders eine Dame in einem großen, schwarzen, schäbigen Strohhute.

„Ja, ja, putze Dich nur wie Du willst — putze Dich wie Du willst," setzte sie hinzu, indem sie den neuen Laden kopfschüttelnd und mit schlauem Blinzeln ansah, „mich bekommst Du nicht zur Kunde, das kann ich Dir sagen. Zwei Loth von Ihrem besten Vierschillingsthee, Mr. Jones, wenn Sie so gut sein wollen."

„Gleich, Madame," lautete die rasche Antwort.

„In meinem Leben ist mir so Etwas nicht vorgekommen," bemerkte eine zweite Dame mit feierlicher Entrüstung. „Hat denn der gemeine Mensch etwa geglaubt, wir brauchten seinen Laden?"

Ein entrüstetes „Nein" erscholl im Chor ringsumher.

Richard Jones' Herz schwoll und er vermochte kein Wort hervorzubringen. Er war innig gerührt.

„Meine Herren," begann er nach einer kurzen Pause, „doch nein, ich wollte sagen, meine Damen, ich habe von Kindesbeinen an stets meine Pflicht gethan und gedenke mit Gottes Hilfe sie auch zu thun bis an mein seliges Ende."

Es trat eine Pause ein, während welcher sich beifälliges Murmeln hören ließ. „Und, meine Damen, ich bin kein Redner — ich sage daher weiter Nichts als: Gott verzeihe diesem Bösewichte da drüben. Sie Alle kennen die Geschichte. Ich will Ihnen daher nicht mit der Wiederholung derselben lästig fallen. Ich sage weiter Nichts, als: Meine Damen, wenn meine Kunden mir treu bleiben, so bleibe ich auch meinen Kunden treu, ja, ich bleibe meinen Kunden treu," wiederholte er, indem er sich mit triumphirendem Blicke in dem Laden umschaute und mit seiner Faust tüchtig auf den Ladentisch schlug. Der arme Teufel! Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er wirklich die Absicht hatte, seinen Kunden treu zu bleiben.

Die Rede erwies sich als sehr erfolgreich, ja, der ganze Tag war ein erfolgreicher. Die „zwei Theekannen“ blieben leer und die „Theekanne“ war gedrängt voll. Die getreuen Unterthanen des guten Jones ließen es sich angelegen sein, ihre Loyalität darzuthun, und obschon, als das Gas angezündet war, Jones einige wenige dunkle Gestalten in dem Laden seines Nebenbuhlers erspähte, so machte er sich doch Nichts daraus. Er fühlte sich überzeugt, daß es bloß einige der bettelarmen Bewohner des Nebengäßchens wären, und er machte sich Nichts daraus.

Der zweite Tag glich dem ersten, und der dritte glich dem zweiten. Jones war sehr zufrieden, daß die Sache so gut ging, bis er am Ende der Woche seine Rechnung machte. Zu seinem Erstaunen fand er, daß bloß der Aufwand gedeckt war und sein Gewinn sich bedeutend vermindert hatte. Er rechnete und rechnete, gelangte aber stets zu demselben Resultate.

„Na, eine Woche hat nicht viel zu sagen,“ dachte er ein wenig ungeduldig und warf die Bücher wieder in den Schubkasten.

„Was giebt's denn, Vater?“ fragte Mary, indem sie in sein umwölktes Gesicht aufblickte.

„Was es giebt?“ wiederholte er in heiterem Tone, „es giebt weiter Nichts, als daß Du ein garstiges Mädchen bist — das giebt es,“ sagte er und griff ihr liebkosend an's Kinn, und Mary lachte.

Der Rechnungsabschluß der nächsten Woche aber enthüllte eine noch tiefere Kluft. Jones kratzte sich im Kopfe und machte ein langes Gesicht. Nicht, als ob er sich aus dem Verluste viel gemacht hätte, denn es war im Grunde genommen doch nur ein geringfügiger, aber er hegte eine geheime Furcht, und sie stand im Hintergrunde seiner Gedanken, wie ein Gespenst in einem dunkeln Zimmer und schreckte ihn. Konnte es sein — war es möglich — daß seine Kunden ihn belogen — daß sie ihm untreu wurden? — und er begann zu überlegen und sich zu besinnen, für wie viel Pfennige von diesem und jenem er an die Kinder und für wie wenige Schillinge er an die Mütter verkauft.

„Nun, Vater, wie steht es denn diese Woche?“ fragte Mary.

Jones rieb sich das Kinn und sah sie verlegen an — sein Witz war nicht der glänzendste und er wußte nicht gleich, wie er die Antwort am besten umgehen sollte.

„Wie es diese Woche steht?“ wiederholte er. „Na, es steht diese Woche wie vorige. Ich möchte wissen, was dieser Mensch, dieser Saunders, für Geschäfte macht?“

„Ah, sprich doch nicht von Dem, Vater,“ sagte Mary. „Er ist ein gemeiner Mensch — weiter ist er Nichts — ein gemeiner Mensch.“

Es ist uns geradezu unmöglich, den Ausdruck der Verachtung in Worte zu übersetzen, mit welcher Miß Mary Jones sprach. Auch auf ihren Vater machte es Eindruck.

„Ein muthiges kleines Ding,“ dachte er und zog sie zärtlich an sich und küßte sie, und Mary vergaß glücklicher Weise ihre Frage.

Eine Woche nach der andern verging, und das, was anfangs ein kleiner Flecken am Horizonte gewesen, ward eine dunkle und drohende Wolke. Richard Jones konnte seine Augen nicht der Wahrheit verschließen, daß seine Kunden ihm untreu zu werden begannen. Selbst Mary bemerkte es und sprach mit Unruhe über diesen Gegenstand, den aber ihr Vater ganz leicht zu nehmen schien.

„Das ist in Geschäften einmal so,“ sagte er,

„jedes Geschäft steigt und fällt. Ich bin bis jetzt gestiegen und muß daher auch einmal fallen.“

Trotz dieser philosophischen Betrachtung konnte Mr. Jones doch nicht umhin, zu glauben, daß er nun schon hinreichend tief gefallen sei. Auch ward er erbittert, indem er täglich den Abfall irgend eines sonst so treuen Kunden wahrnahm. Jene Dame in dem schäbigen, großen schwarzen Strohhute, die so muthig den „beiden Theekannen“ am Tage ihrer Eröffnung gesagt hatte, sie sollten sich nur immerhin putzen, war eine der Ersten, welche die „Theekanne“ verließ und zu der Nebenbuhlerin überging. Viele folgten ihrem treulosen Beispiele, aber Mr. Jones ließ erst dann den Muth völlig sinken, als er eines Abends ganz deutlich Rachel Gray aus dem gegenüberliegenden Laden herauskommen sah. Der Stich, den Brutus dem großen Cäsar versetzte, war Nichts in Vergleich mit dem Schlage, der in diesem Augenblicke Richard Jones traf.

Und er dachte noch am nächsten Morgen daran und stand hinter seinem Ladentische und wog mit ziemlich düsterer Miene Zucker ab, als Rachel selbst erschien.

Mr. Jones empfing sie ziemlich kalt.

Sie verlangte ein Pfund Zucker.

„Und keinen Thee?“ sagte er etwas spitz.

„Heute nicht,“ antwortete Rachel ruhig, aber sie sah, daß er Alles wußte, und sie war zu aufrichtig, als daß sie sich unwissend hätte stellen sollen.

„Mr. Jones,“ sagte sie in etwas traurigem Tone, „ich muß gehen, wohin ich geschickt werde und thun, was man mir heißt. Aber warum führen Sie auch nicht besseren Thee?“

„Bessern Thee! bessern Thee!“ wiederholte Mr. Jones mit einiger Entrüstung.

„Ja,“ sagte Rachel ruhig, „besseren Thee.“

Mr. Jones verzog den Mund zu einem beleidigten Lächeln und antwortete ziemlich sarkastisch:

„Miß Gray, wenn Sie den Thee dieses Menschen da drüben dem meinen vorziehen, so können Sie ihm auch Ihr Geld hintragen. Sie brauchen sich nicht zu geniren, weil meine Tochter bei Ihnen in der Lehre ist, Miß. Ich sage weiter Nichts, als: Gehen Sie nicht heute Abend dorthin, um Ihren Thee zu kaufen, wenn Sie morgen zu mir kommen und Ihren Zucker kaufen wollen, Miß Gray. Das heißt nicht Jemandem seine Kundschaft zuwenden; das wissen Sie selbst recht wohl. Thun Sie das nicht. Ich

meine es nicht bös, aber ich liebe es, mit der Sprache gerade herauszugehen, gerade wie Sie, Miß Gray.“

Und er fuhr fort Zucker abzuwiegen.

„Aber,“ sagte Rachel traurig, „Sie wissen doch, Mr. Jones, daß ich jetzt keinen Willen habe, sondern den Willen einer andern Person thun muß — wirklich, Sie thun mir Unrecht.“

Jones wußte, daß er dies that, aber das Unglück macht die Menschen vorsätzlich ungerecht.

„O bitte, erwähnen Sie das nicht,“ unterbrach er sie. „Die Damen sehen gern neue Gesichter, und er ist ein junger Mann und ich bin ein alter, und somit läßt sich weiter Nichts sagen.“

Die arme Rachel zeigte eine sehr bekümmerte Miene. Von Jedermann Vorwürfe zu bekommen, schien ihr Loos zu sein.

„In der That, Mr. Jones,“ sagte sie, „ich muß thun, was Mrß. Brown mir heißt, und sie sagt, Ihr schwarzer Vierschillingsthee sei nicht so gut wie der seine, und wirklich, Mr. Jones, es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß andere Leute dasselbe sagen.“

Mr. Jones entgegnete kein Wort. Er versank

in tiefes Nachdenken. Dann seufzte er, blickte auf und sagte:

„Miß Gray, wollen Sie mir vielleicht ein wenig von diesem Thee zukommen lassen? Ich will doch selbst sehen, wie er aussieht.“

„Ja wohl,“ sagte Rachel freundlich, „Sie sollen ihn sofort haben — sofort, Mr. Jones.“

Und ohne Zeitverlust eilte sie nach Hause und kam bald darauf mit dem Thee wieder und erklärte, sie sei überzeugt, er brauche ihn bloß zu kosten, um sich ein Urtheil darüber zu bilden. Jones entgegnete hierauf kein Wort, sondern dankte ihr mit ziemlich düsterer Miene für die Mühe, die sie sich genommen.

Als er wieder allein war, beroch er den Thee, schüttelte den Kopf und runzelte die Stirn. Dann legte er ihn bei Seite, bis der Abend kam, worauf er ihn Mary gab und ihr, ohne sich weiter zu erklären, einfach sagte, dieß sei der Thee, den sie diesen Abend trinken wollten. Mary bereitete, ohne Etwas zu ahnen, den Thee.

„Ei, Vater,“ rief sie, als sie das kochende Wasser darauf goß, „was für schönen Thee Du mir heute gegeben hast. Der riecht ja köstlich!“

„Wirklich?“ wiederholte er mit matter Stimme.

„Ja wohl,“ sagte sie verdrießlich. „Ich bin überzeugt, der gemeine Mensch da drüben hat diese Sorte nicht in seinem Laden.“

Richard Jones lehnte die Stirn auf die Hand und unterdrückte einen Seufzer. Als der Thee aber gezogen hatte, als er in die Tasse gegossen war, als Mr. Jones diese an seine Lippen setzte und den Thee kostete, da entsank ihm der Muth. Er setzte die Tasse nieder und weinte wie ein Kind.

„Vater! Vater!“ rief Mary ganz erschrocken und außer sich.

„O, liebe Tochter,“ rief er, „wir sind ruinirt — wir sind verloren — dieser Thee ist Joseph Saunders' Thee und er giebt ihn für vier Schillinge und er ist besser als der meine zu fünf. Und ich kann ihn nicht dafür geben und kann ihn auch nicht dafür bekommen,“ setzte er verzweifelnd hinzu, „denn ich habe keinen Credit und nicht viel baares Geld; deßhalb kaufe ich theuer ein und muß theuer verkaufen oder verhungern.“

Von diesen Worten verstand Mary weiter Nichts, als daß der Thee, den sie eben bereitet, Thee aus Mr. Saunders' Laden war. Sie stand daher ruhig auf, schüttete den Inhalt der Theekanne auf die Asche

des Heerdes, der Inhalt ihrer Tasse so wie der ihres Vaters folgte rasch nach, dann setzte sie sich wieder nieder, verschränkte die Arme und sagte grimmig: „Da! — Ich möchte weiter Nichts, als daß ich es mit ihm eben so machen könnte,“ setzte sie nach einer Pause hinzu.

Was aber Mary mit diesem Wunsche meinte — Joseph Saunders ausgießen wie seinen eigenen Thee, scheint selbst für den Haß ein etwas abenteuerlicher Begriff zu sein — darüber vermögen wir keinen bestimmten Aufschluß zu geben.

„Es ist aus,“ sagte Jones traurig; „wir können nicht mit ihm concurriren. Ich werde meinen Laden schließen und wir wollen in einen andern Stadttheil ziehen und wieder nach unserer alten Weise leben. Im Grunde genommen bin ich weder ein reicherer noch ein ärmerer Mann, als bevor mir meine Cousine die sechzig Pfund hinterließ.“

„Du hast keinen Muth!“ rief Mary, indem sie vor Zorn dunkelroth ward. „Du willst vor diesem Menschen zurückweichen! Das sollte mir nicht einfallen,“ setzte sie verächtlich hinzu.

Ihr Vater versuchte Gegenvorstellungen zu machen, das starrköpfige kleine Ding aber wollte

weder auf Thatsachen noch auf Gründe hören. Sie war überzeugt, Saunders könne sich nicht mehr lange halten, das wisse sie bestimmt. Sie brauchten bloß auszuharren.

Ach, es ist gar so schwer, Ehrgeiz und Stolz aus dem Herzen des Menschen, des reichen sowohl wie des armen, zu reißen. In einer schlimmen Stunde gab Richard Jones nach.

---

## Siebentes Kapitel.

Und nun begann es erst mit der „Theekanne“ bergab zu gehen. Jede Anstrengung, die Richard Jones machte, um sich emporzuarbeiten, ließ ihn nur noch tiefer hineinsinken. Er setzte, um von einer abgedroschenen, obschon sehr bezeichnenden Redensart Gebrauch zu machen, Himmel und Erde in Bewegung, um bessern Thee zu bekommen, aber es fehlte der Zauber, um ihn zur Stelle zu beschwören. Jones hatte seiner Tochter die Sache sehr richtig auseinandergesetzt — er hatte keinen Credit, er besaß wenig oder kein baares Geld, und was er in kleinen Quantitäten einkaufte, bezahlte er theuer, und er konnte nicht billiger verkaufen, als er einkaufte. Auf diese Weise sank er, nicht im Stande, mit überlegenem

Kapital und überlegener Energie zu kämpfen, mit jedem Tage tiefer.

Wenn er aber fiel, so geschah es doch nicht ohne Kampf. Er ward verzweifelt und griff zu einem verzweifelten Mittel; er verkaufte seine Waaren zum Einkaufspreise, ohne Gewinn davon zu haben. Aber darnach fragte Jones nicht. Er wollte weiter Nichts, als seinen Concurrenten vernichten. Hatte er dieses Ziel einmal erreicht und war er wieder alleiniger Herr des Feldes, so konnte er wieder den Preis bestimmen wie er wollte, allmählig die verlorne Zeit wieder einbringen und die im Kampfe erhaltene Wunde heilen.

Das Geschäftsleben verlangt einen klaren, ruhigen Kopf. Die Concurrenz hat ihre Grenzen, jenseits deren die bodenlose Kluft des Verderbens gähnt. Jones verlor seine Kaltblütigkeit und mit ihr seine Umsicht. Nicht zufrieden mit der geringen Aenderung zum Bessern, die durch die erste Maßregel herbeigeführt ward, beschloß er, „diesem Saunders“ durch einen zweiten und noch kühneren Streich den Garaus zu machen. Er füllte seine Ladenfenster mit großen Zetteln, auf welchen allerhand Preise mit Ausrufungszeichen geschrieben standen. Er nahm ein Dutzend

kleine Jungen in seinen Dienst, die weiter Nichts zu thun hatten, als Ankündigungen unter die Hausthüren hindurchzustecken und sie auf Vorplätze zu werfen, oder sie Nichts ahnenden Vorübergehenden in die Hände zu stecken, und die Krone von allen diesen Künsten war, daß er unter dem Einkaufspreise verkaufte.

Dieser zarten Ansprache an ihre Gefühle vermochten die Kunden nicht zu widerstehen — sie kamen sämmtlich wieder — die Theekanne war wiederum voll — die „zwei Theekannen“ standen verlassen und Richard Jones triumphirte.

Wir hegen durchaus keine besondere Vorliebe für Joseph Saunders, aber dennoch können wir nicht leugnen, daß er sein grausames Spiel gewandt und gut spielte. Er setzte seine Preise nicht um einen Heller herunter. Gleichgiltig sah er seinen Laden verlassen — er kannte seine Stärke — er kannte auch die Schwäche seines Feindes.

„Oho, fängst Du es so an!“ dachte er, indem er die Zunge an die Wange stemmte. „Na, das hat schon Manchen an den Bettelstab gebracht und wir werden ja sehen, wie lange Du es aushalten kannst.“

Und Jedem, der es hören wollte, erklärte

Saunders, Mr. Jones verkaufe mit Verlust und er (Saunders) könne es nicht thun und es thäte ihm leid, daß der alte Mann so hartnäckig sei. Was nütze es, wenn er es nicht immer so fort treiben könne?"

Nichts that Jones größern Schaden als diese Versicherung und die Kenntniß, daß es buchstäbliche Wahrheit war. Denn obschon die Leute die Wohlfeilheit, diese Göttin des modernen Handels, hoch verehren, so geschieht es doch unter der Bedingung, daß sie eine Wirklichkeit und keine Erdichtung sei; daß sie auf der soliden Basis des Gewinnes, sei derselbe auch noch so klein, beruhe, nicht auf der Triebsandgrundlage des Verlustes, diesem sicheren Vorläufer des Bankerottes.

Jones konnte natürlich das System des Verkaufs unter dem Einkaufspreise nicht lange aushalten; er mußte es aufgeben. Damit aber zugleich war auch sein trügerisches und vorübergehendes Glück zu Ende.

„Das dachte ich mir," sagte Saunders bei sich selbst.

Leser, wenn Du glaubst, daß wir gesonnen seien, einen Stein nach dem großen Laden zu werfen, so irrst Du Dich. Wir haben es nicht mit

unbarmherziger Nationalökonomie, mit ihren Gesetzen, mit ihren Folgen zu thun. Der große Laden muß emporkommen — das liegt in der Natur der Dinge; und der kleine Laden muß untergehen — das liegt auch in der Natur der Dinge; wir beklagen nur die traurige Wahrheit, daß auf Gottes Erde, welche Gott für Alle geschaffen, für den Armen so wenig Raum ist — für seinen Stolz, seinen Ehrgeiz, seine Wünsche, die er mit dem reichen Manne gemein hat — wir beklagen nur, was leider Alle nur zu gut wissen, daß die Krone der Schöpfung, eine Seele, ein Mensch nach Gottes allmächtigem Willen in's Leben gerufen und durch Christi theueres Blut erlös't, ein Gegenstand von so geringem Werthe ist, ja in dieser seltsamen Welt so viel weniger werth ist, als eine kleine Summe Geldes.

Wenige bemitleideten Richard Jones bei seinem Falle. Sein kleiner Ehrgeiz ward ihm zum Verbrechen angerechnet, denn der Erfolg hatte ihn nicht gekrönt. Seine kleinen Eitelkeiten waren eben so viele Todsünden, denn sie wurden nicht durch Gold verdeckt oder entschuldigt. Bis auf die Hefen trank der Unglückliche den bitteren Trank, der sich den Lippen der Gefallenen darbietet, wenn sie sehen, daß

die Welt sie verläßt, um einen Nebenbuhler anzubeten. Ein Usurpator war in sein kleines Reich eingedrungen und hatte ihn vernichtet. Seine kleine Geschichte war ein wahres Blatt aus jenem großen Buche der Geschichte, welches wir nicht erst zu lesen brauchen, um zu erfahren, wie die Macht in Verfall kommt, oder um die Unbeständigkeit der Menschen eben so wie des Glückes kennen zu lernen. Ach, die Geschichte — wenn wir nur darauf achteten — umgiebt uns, eben so wie die Menschheit in dem erbärmlichsten Individuum lebt, welchem wir begegnen und es vielleicht verachten.

Es ist bitter, unsern eigenen Ruin zu sehen, es ist grausam, ohnmächtig und verzweifelnd zusehen zu müssen, und Beides war nun Richard Jones beschieden. Er hatte Alles auf's Spiel gesetzt und Alles verloren. Er war dem Untergange geweiht — das wußte er und Alle wußten es, aber ach, der Becher seiner Leiden war noch nicht voll.

Mary war von jeher schwächlich gewesen. An einem feuchten Abende erkältete sie sich. Ein Husten setzte sich in ihrer Brust fest; zuweilen schien er gehoben, dann kam er plötzlich wieder. „Sie fühle sich sehr wohl,“ sagte sie und seltsamer Weise glaubte

ihr Vater dies. Rachel war die Erste, welche sah, daß Etwas nicht in Ordnung war.

„Mary,“ sagte sie eines Morgens zu ihr, „was fehlt Dir? Dein Athem scheint sehr kurz zu sein.“

„Ach, Miß, was glauben Sie?“ entgegnete Mary in ihrer gönnerhaften Art; „ich befinde mich ganz wohl.“

Sie waren allein. Rachel sah das junge Mädchen an. Ihre Augen funkelten. Ihre Wangen erglühten von einer gelblichen Röthe, ihr Athem war rasch und gepreßt. Rachel's Augen füllten sich mit Thränen. Sie dachte an ihre kleine todte Schwester in ihrem Grabe.

„Mary,“ sagte sie, „arbeite heute nicht mehr — geh' nach Hause.“

Mary blickte sie an und lachte — es war das heitere Lachen eines nichtsahnenden Kindes, welches den Tod nicht fürchtet.

„Aber, Miß, Sie weinen ja!“ rief sie erstaunt aus. —

„So?“ sagte Rachel, indem sie zu lächeln versuchte; „laß es nur gut sein, Mary — geh' nach Hause, oder vielmehr, trage dieses Packet zu Mrß. Jameson, Nummer drei, Albert Terrasse, es ist heute

ein schöner Tag — der Spaziergang wird Dir dienlich sein.“

Mary sprang freudig auf. Sie band sich vor dem Spiegel ihre Hutbänder und trällerte dabei ein lustiges Liedchen. Mary war nun sechzehn Jahre alt, und unklare, romantische Ideen durchzuckten zuweilen ihr junges Hirn.

Als sie fort war, stand Rachel auf, legte ihre Arbeit zusammen, setzte ihren Hut auf, warf das Tuch um und begab sich in aller Stille nach der Theekanne. Angeblich wünschte sie etwas Thee zu kaufen, ihr eigentlicher Zweck aber war, Mr. Jones' Aufmerksamkeit auf den Zustand seiner Tochter zu lenken.

Seltsamer Weise aber konnte Rachel Gray sich ihm nicht verständlich machen. Seine Gedanken waren auf weiter Nichts gerichtet als auf die „beiden Theekannen,“ die Schurkerei dieses Saunders, die Undankbarkeit der Welt und sein Unglück.

„Ich glaube, Mary fühlt es auch selbst,“ warf Rachel ein.

„Ja wohl fühlt sie es, Miß Gray — natürlich fühlt sie es. Das Kind hat Gefühl. Und übrigens wissen Sie, Miß Gray, wenn dieser Mensch nicht

hierher gekommen wäre, so hätten wir unser gutes Auskommen.“

„Ich bemerke, daß sie viel hustet,“ sagte Rachel.

„Ja wohl, das arme Kind, sie wird den Husten gar nicht los — aber das macht, sie wächs't, sehen Sie. Und dann, sehen Sie, dieser Saunders —“

„Und ihr Athem ist so kurz,“ unterbrach ihn Rachel.

„Ja wohl, wegen des Hustens. Und wie ich eben sagen wollte, dieser Saunders —“

„Aber, Mr. Jones, meinen Sie nicht, daß es besser wäre, wenn Sie mit einem Arzte darüber sprächen?“ unterbrach ihn Rachel wieder.

„Mit einem Arzte!“ rief Jones, indem er sie anstierte. „Sie wollen doch nicht etwa sagen, mein Kind sei krank, Miß Gray?“

„Ich glaube nicht, daß sie ganz wohl ist, Mr. Jones,“ entgegnete Rachel zitternd.

Er sank bleich wie der Tod auf seinen Sitz hinter dem Ladentische nieder. Der hartnäckige Husten, der kurze Athem, die hectische Röthe, Alles fiel ihm jetzt ein; bis jetzt unbeachtet, erzählte es ihm nun auf ein Mal eine furchtbare Geschichte. Mit

zitternder Hand trocknete er sich den kalten Schweiß von der Stirn.

„Der Arzt muß sie sogleich sehen," sagte er, „sogleich. Ich will sogleich nach ihm gehen und Sie werden sie nach Hause schicken. Es ist Nichts — gar Nichts, das weiß ich gewiß. Aber dennoch darf man solche Dinge nicht hinhängen lassen, verstehen Sie."

Ein heiteres Gelächter an der Thür unterbrach ihn. Er drehte sich herum und sah Mary ihn und Rachel Gray durch die Glasfenster anschauen. Sie lachte nochmals und verschwand. Rachel ging an die Thür und rief sie zurück.

„Mary, Mary, Dein Vater wünscht mit Dir zu sprechen."

Das junge Mädchen kam herein und zum ersten Male schien ihr Vater den hellrothen Flecken zu sehen, der auf ihrer Wange brannte, den unnatürlichen Glanz ihrer blauen Augen, die peinliche Kürze ihres Athmens. Ein Nebel schien sich vor seinen Augen hinwegzuziehen und die gefürchtete Wahrheit enthüllt vor ihm zu stehen, aber er sprach nicht und Rachel sagte auch Nichts. Mary schaute sie Beide fragend an.

„Nun, was fehlt Euch denn, daß Ihr mich so anstiert?“ sagte sie schnippisch. „Es ist mir recht heiß geworden,“ setzte sie nach einer Weile hinzu. „Ich glaube, ich werde zu Hause bleiben, wie Sie sagten, Miß Gray.“

Sie ging in das Hinterstübchen und setzte sich auf den ersten Stuhl nieder, den sie vorfand. Rachel Gray und ihr Vater folgten ihr. Das arme Mädchen, welche, weil sie keinen wirklichen Schmerz gefühlt, geglaubt hatte, sie könne nicht krank sein, fühlte jetzt zum ersten Male, daß sie es war.

„Was fehlt Dir, liebes Kind?“ fragte Rachel sanft, indem sie sich über sie neigte, als sie sie allmählig bleich werden sah.

„Ach, Miß Gray, ich befinde mich ganz wohl — es ward mir nur so ohnmächtig zu Muthe.“

Und während sie noch sprach, sank ihr Haupt an Rachel's Brust — sie war wirklich ohnmächtig geworden.

Als Mary wieder zum Selbstbewußtsein kam, lag sie in dem obern Zimmer auf ihrem Bette. Rachel stand neben ihr, zu den Füßen ihres Bettes erblickte Mary das Antlitz ihres Vaters, der todtenbleich war. Zwischen Beiden sah sie einen fremden

Herrn, einen Arzt, der ihr an den Puls fühlte, einige Fragen an sie richtete, ein Recept schrieb und bald darauf wieder fort ging.

„Ich muß nun gehen," sagte Rachel, „aber ich werde heute Abend wieder kommen und meine Arbeit mitbringen."

Jones achtete nicht auf sie. Er schaute wie betäubt und seiner Sinne beraubt um sich, Mary aber lachte und antwortete: „Ja, thun Sie das, Miß Gray, kommen Sie und trinken Sie eine Tasse Thee mit uns."

Rachel versprach, daß sie es thun wolle, küßte sie und ging dann fort.

Nur mit großer Mühe erlangte sie von Mrß. Brown die Erlaubniß zur Rückkehr.

Die Menschen, auf welche das Licht dieser Welt nicht scheint, standen bei Mrß. Brown nur selten in Gunst. Und bloß unter der Bedingung, zeitig wieder nach Hause zu kommen, erlaubte sie Rachel, noch ein Mal das Haus zu verlassen. Ehe sie fortging, näherte sie sich noch einmal dem Stuhle ihres Vaters. Er war jetzt nicht mehr ganz so hilflos wie Anfangs und bedurfte nicht ihre fortwährende Anwesenheit oder Hilfe, obschon er sie immer noch nicht kannte.

„Ich werde nicht lange ausbleiben,“ sagte Rachel leise.

„Schon gut,“ murmelte er, indem er den Kopf schüttelte, „schon gut.“

„Das ist und bleibt doch ein alter Narr!“ sagte Mrß. Brown mit einem gemeinen Gelächter.

Rachel's Wange erröthete, aber hätte sie antworten wollen, so hätte sie einen neuen Sturm auf ihr Haupt herabbeschworen; deßwegen verließ sie schweigend das Haus.

Sie fand Mary fieberhaft, unruhig und mit einer Menge von Projecten beschäftigt. Sie wollte bei Zeiten den nächsten Tag aufstehen und die verlorne Zeit wieder einbringen. Sie zählte die ganze Arbeit, die sie zu verrichten und welche sie bis jetzt unverantwortlich vernachlässigt hätte. Sie hatte ihres Vaters Hemden auszubessern, ihre eigene Garderobe nachzusehen, das Nebenzimmer aufzuräumen, denn ein anderweiter Abmiether hatte sich niemals gefunden — kurz, wenn man sie hörte, so schien es, als ob ihr Leben erst begonnen hätte und heute der erste Tag desselben wäre. Vergebens suchte Rachel sie zu beschwichtigen. Mary plauderte weiter und war so lebhaft und heiter, daß ihr Vater, der alle fünf

Minuten herauf kam, um zu sehen, wie sie sich befände, nicht glauben konnte, daß sie so krank sei, wie Miß Gray dachte, oder der Arzt angedeutet hatte. Als Rachel um neun Uhr endlich wieder fortging und er sie die Treppe hinuntergeleitete, schien er sich ganz wieder erleichtert zu fühlen.

„Das Kind wächs't so," sagte er zu Rachel. „Ein wenig Ruhe und ein wenig Medizin, und sie wird vollständig wiederhergestellt sein."

Kaum aber war Rachel zur Thür hinaus, als sie in Thränen ausbrach. „Meine arme kleine Mary," dachte sie; „meine arme kleine Mary!"

## Achtes Kapitel.

Es war ziemlich spät, als Rachel schüchtern an ihre Thür pochte. Mrß. Brown öffnete ihr und ein Sturm schwebte auf ihrer Stirn.

„Nun, Miß," begann sie, „nun Miß?"

„O, ich bitte! ich bitte!" rief Rachel die Hände faltend.

Denn ihre übermäßige Geduld hatte in der letzten Zeit Mrß. Brown's heftiges Temperament ganz unzähmbar gemacht. Durch die Sanftheit, die ihrem Zorne entgegengesetzt ward, nur noch mehr erbittert, hatte sie mit dem Instinkte des Angreifers die einzige verwundbare Stelle Rachel's — ihren Vater — ausfindig gemacht.

Dies war in der That die Achillesferse. Alle Pfeile des Schimpfens und Scheltens, welche den

kindischen alten Mann nicht zu verwunden vermochten, prallten mit doppelter Gewalt auf seine Tochter zurück. Tief und scharf drangen sie in ihr Herz ein und jeder bereitete eine Wunde. Und so kam es, daß Rachel Mrß. Brown's Zorn fürchten gelernt hatte — daß sie auch jetzt mit Zittern davor zurückbebte und um Erbarmen bat.

Aber mit böser Laune ist einmal Nichts anzufangen. Mrß. Brown wollte weder sich erbitten lassen, noch der Vernunft Gehör schenken. Hatte sie nicht Rachel zwanzig Pfund drei Schillinge und sechs Pence geliehen? Schuldete Rachel ihr nicht ihre Nahrung, ihr Obdach, die Apotheker- und Doctorrechnung? Und mußte nicht daher ihr Wille Rachel's Gesetz und ihr Wunsch Rachel's Gebot sein?

Die arme Rachel! Ihre Geduld war groß, aber jetzt war es ihr, als ob dieselbe zu Ende wäre, als ob sie nicht einmal um des Obdaches willen noch mehr von einer Person erdulden könne, an welche kein Band der Liebe oder Achtung sie fesselte, sondern nur das drückende Gefühl einer Verpflichtung, die sie nicht gesucht und die sie schon so theuer bezahlen müssen. Sie faltete ihre hagern Hände — sie schaute mit ihren sanften braunen Augen ihre

Quälerin an und ihre Lippen zitterten von der Gewalt der Gefühle, welche sie drängten, ihr zu antworten und die Beleidigungen zurückzuweisen, zugleich aber auch von der Stärke des Willens, der ihr Schweigen gebot.

Endlich ward Mrß. Brown ihres eigenen Scheltens müde, denn ihre Bösartigkeit hatte diese Eigenschaft — sie war heftig, nicht langsam und anstachelnd. Rachel sah sich endlich allein.

Mrß. Brown hatte Besitz von dem Zimmer genommen, welches einst Rachel gehört. Thomas Gray schlief in dem Hinterzimmer, und um immer bei der Hand zu sein, schlief Rachel auf der Diele des Vorderzimmers. In diesem Zimmer hatte Mrß. Brown sie verlassen. Rachel ging leise und öffnete die Thür, welche zu dem Zimmer ihres Vaters führte. Es war dunkel und ruhig, aber sie hörte seinen regelmäßigen Athemzug. Er schlief und ahnte nicht, wie viel dieser sein ruhiger Schlaf seiner Tochter kostete. Sie schloß die Thür wieder und setzte sich in ihrem Zimmer nieder, aber sie dachte nicht an Schlaf; der Versucher stand in dieser Stunde neben ihr. Ihr Herz war voll Bitterkeit — voll zum Ueberfließen. Auf ein dunkles und ödes Meer schien

ihr Loos sie geschleudert zu haben. Sie sah nicht den Leitstern der Religion über ihrem Haupte. Sie sah nicht den Hafen des gesegneten Friedens vor sich.

Die Worte „Dein Wille geschehe" entschlüpften ihren Lippen, aber ihr Herz wußte Nichts davon. Hier lebte Nichts als verwundeter Stolz, Groll und das Gefühl unverdient erlittener Kränkung.

Vergebens sagte Rachel, indem sie an ihre Tyrannin dachte: „Ich verzeihe diesem Weibe — ich verzeihe ihr Alles." Sie fühlte, daß sie ihr nicht verzieh, daß Groll gegen diese erbarmungslose Quälerin ihres Lebens in ihrem Herzen glomm wie glühende Kohlen unter der Asche, und Rachel erschrak, und zwar mit Recht, als sie fühlte, daß eine so seltsame und ungewöhnliche Regung, Groll gegen Groll in ihrer Brust Raum gefunden und daß dieses Gefühl ihrem Willen zum Trotz nicht weichen wollte.

Sanft sein, heißt nicht leidenschaftslos sein. Rachel's Lebensmuth war frühzeitig gedämpft worden, zu Viel für ihr Glück, aber er war zu edel, um auf immer zu verlöschen. Er brannte noch in ihr, eine reine, freie Flamme, obschon unsichtbar.

Jetzt aber verdunkelten die Dünste irdischer Lei-

denschaft ihren Schein und menschlicher Zorn raubte ihr ihren Glanz.

Solche Augenblicke der Versuchung haben Alle durchgemacht und dann fühlen wir, wenn wir nicht durch Stolz verblendet sind, unsere erbärmliche Schwäche, eine Schwäche, für die es nur ein Mittel giebt, aber dann ist es ein göttliches — die Kraft Gottes.

Diese Kraft rief Rachel jetzt an. Aus der Tiefe ihres Kummers schrie sie zum Herrn, nicht, daß ihre Last vermindert werde, sondern daß ihre Kraft, sie zu tragen, aushalten und mit ihr wachsen möge. Und es ward ihr Kraft verliehen. Sie kam nicht auf ein Mal, nicht wie das lebendige Wasser, welches aus dem nackten Felsen sprang, als der Prophet sprach, sondern langsam, gleich dem himmlischen Manna, welches leise im Schweigen der Nacht fiel und eingesammelt ward noch ehe die Sonne über der Wüste emporstieg.

Rachel fühlte — o, reines, seliges Gefühl! — daß ihr Herz frei war von Bitterkeit und Galle, daß sie der Beleidigerin siebenzig mal sieben mal vergeben, daß sie für sie beten könne — nicht mit dem Lippen-Gebet des sich selbst gerechten Pharisäers,

sondern mit dem herzlichen Flehen des armen, sündhaften und reuigen Zöllners. Und immer und immer wieder, bis die Thränen ihre Wange herabflossen, pries sie Gott, den alleinigen Geber einer so mächtigen und übermenschlichen Gnade.

Und es war gut für Rachel Gray, daß sie in dieser Nacht ihrer Feindin vergab. Gut war es in der That, daß die nächste Sonne nicht mehr ihren Zorn sah. Ehe diese Sonne aufging, hatte das arme, irrende Weib von jeder That, die sie geübt und von jedem Worte, welches sie in der Hitze des Zornes gesprochen, Rechenschaft gegeben — Mrß. Brown war stark und gesund in ihr Zimmer gegangen und am nächsten Morgen lag sie todt und kalt in ihrem Bette.

Es fand ein Leichenschaugericht statt und der Ausspruch „plötzlicher Tod" ward von den Geschworenen abgegeben. In dem „Theekasten" fand man überdies ein Testament, durch welches Mrß. Brown ihr ganzes Eigenthum Rachel Gray vermachte — zum Beweise — so hieß es im Testamente — „ihrer Bewunderung und Achtung."

Als Rachel diese Worte hörte, brach sie in

Thränen aus. „Gott sei Dank, daß ich ihr verziehen habe," rief sie, „Gott sei Dank!"

Wohl hatte sie Grund, dem göttlichen Urquell aller Verzeihung zu danken. Das Vermächtniß war kein sonderlich großes. Mrß. Brown's Leibrente erlosch mit ihr. Sie hinterließ wenig mehr an baarem Gelde als nöthig war, um sie anständig beerdigen zu lassen. Der Pacht des Hauses, in welchem sie ursprünglich gewohnt, war beinahe abgelaufen und das Vermächtniß beschränkte sich daher in der That blos auf den gegenwärtigen Wohnsitz Rachel's. Aber dennoch war ihr dieses bescheidene Obdach unschätzbar, denn es war nun auf immer ihr Eigenthum.

Und als Alles vorüber war, als das Grab sich über einer Person geschlossen, welche, da sie mit sich selbst nicht in Frieden lebte, auch Andern keinen Frieden geben konnte, als Rachel und ihr Vater in dem kleinen Hause, jetzt so ruhig und frei von allem rohen, verletzenden Geräusche, allein und gegen jede tyrannische Einmischung gesichert waren, da fühlte Rachel mit stillem Danke, daß, wenn ihr Loos auch der menschlichen Schwäche zufolge nicht glücklich, doch durch Ruhe und Frieden und all' das Gute gesegnet

sei, welches daraus hervorgeht. Wenn noch eine Wolke darüber schwebte, so geschah es, weil, wenn sie ihren Vater ansah, sie des unerfüllten Wunsches ihres Herzens gedachte, und wenn in die jetzt nur durch Frieden bezeichneten Tage zuweilen das Dunkel eines vorübergehenden Schattens fiel, so geschah es nur, wenn sie den Kummer Anderer zu schmerzlich empfand.

# Neuntes Kapitel.

Richard Jones hoffte immer noch: „Mary war ja noch so jung!“ Er hoffte, aber es sollte nicht sein. Er hatte den Becher seiner Leiden nur gekostet, aber er sollte ihn auch bis auf die Hefen leeren. Das irdische Idol, welches er in sein Herz geschlossen, sollte ihm entrissen werden. Er sollte eines Tages zu der bittern Kenntniß erwachen: Es ist keine Hoffnung mehr!

Wie ihm zu Muthe war, wissen wir nicht und können es nicht sagen. Niemand hat ein Recht, diesen Kummer zu schildern, als wer ihn zu ertragen gehabt. Wir wagen nicht, das Herz des Vaters zu entschleiern. Wir haben es nur mit dem äußeren Anblick der Dinge zu thun und dieser war schon traurig und bitter genug.

In einem stillen Kaufladen, wo der Zucker in den Fässern zusammenzuschrumpfen schien, wo die Theekästen hohl aussahen, wo Staub sich auf dem Ladentische, auf den Regalen, in den Ecken, überall sammelte, wo Alles in dem Schatten des gegenüberstehenden Upasbaumes zu verwelken schien, konnte man einen bleichen Mann sehen, der Tag für Tag hier stand und auf Kunden wartete, welche nicht kamen, und der hinter seinen Ladenfenstern den gegenüberliegenden, stets vollen, durch seinen Ruin gedeihenden Laden beobachtete, oder der — ein noch traurigerer Anblick für seine Augen und sein Herz — in das kleine Hinterzimmer schaute, wo seine sterbende Tochter auf ihrem Krankenbette lag.

Mary ward, sowie ihre Krankheit sich ihrem Ende näherte, launenhaft. Sie bestand darauf, daß ihr Bett hinunter in das Hinterstübchen gesetzt und die Thür offen gelassen würde, „damit sie auf den Laden Achtung geben könne.“ Wenn irgend Etwas den Ruin ihres Vaters beschleunigen konnte, so war es Dies. Die wenigen Kunden, die er noch hatte, blieben allmählig ebenfalls weg, denn sie scheuten sich vor dem kranken Mädchen, welches sie mit seinen stieren, funkelnden Augen ansah.

Eines Abends saß er in sehr trauriger, niedergeschlagener Stimmung neben ihr. Sie war krank, sehr krank, und seit drei Tagen hatte keine Seele die Schwelle seines Ladens überschritten. Seine Liebe und sein Ehrgeiz schwanden mit einander hinweg aus seinem Leben.

„Vater," sagte Mary zänkisch, „warum hast Du denn den Laden so zeitig zugemacht?"

Denn seit ihrer Krankheit drehten sich die Gedanken des Mädchens fast ausschließlich um den Laden.

„Was nützt es, ihn offen zu lassen?" antwortete Jones mit heiserer Stimme, „man sieht doch weiter Nichts, als die Leute da drüben in die beiden Theekannen gehen."

„Ja, aber ich wollte doch, Du hättest noch nicht zugemacht," hob sie wieder an, „es sieht so öd' und dunkel aus."

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Richard Jones ihr zu Gefallen den Laden wieder aufgemacht hätte, wenn nicht in diesem Augenblicke an die Stubenthür gepocht worden wäre.

„Das ist Miß Gray," sagte Mary, indem ihre Züge sich erheiterten.

Richard Jones ging und öffnete. Es war wirklich Rachel Gray. Der Schein des Lichtes, welches er in der Hand hielt, fiel voll auf sein Gesicht. Rachel ward von dem verstörten Ausdrucke desselben betroffen.

„Sie sehen nicht recht wohl aus, Mr. Jones,“ sagte sie.

„So?“ entgegnete er mit wehmüthigem Lächeln, „na, es ist wohl auch kein Wunder. Schauen Sie nur her!“ setzte er hinzu, indem er sie in den Laden führte, wo sein Talglicht einen düstern Schein verbreitete, „schauen Sie her,“ fuhr er fort, indem er es hoch emporhob und es rund herumdrehte, so daß es den ganzen Raum erleuchtete, „schauen Sie her — das ist ein Kaufladen, Miß Gray. Wie lange ist es denn, seitdem Sie und Ihre Mutter und Mary und ich diesen Laden einrichteten? Sehen Sie ihn nun an, sage ich — sehen Sie ihn nun an. Schauen Sie her!“ und er hielt das Licht in ein Faß hinein, „leer! Schauen Sie hierher!“ und er hob den Deckel einer Theekiste, „leer! Wünschen Sie vielleicht die Schubfächer zu untersuchen? O, sie sind alle mit Etiketten versehen, aber was ist denn darin, Miß Gray? Nichts! Es ist recht gut,

daß die Kunden nicht mehr kommen, denn ich könnte sie ohnedies nicht mehr bedienen, beim besten Willen nicht.“ Und er lachte bitter. „Ich war glücklich, als ich hierher kam,“ hob er wieder an, „ich hatte Hoffnung. Ich dachte, hier wäre eine Gelegenheit, es wäre Platz für mich da. Ich errichtete diesen Laden. Ich machte Alles selbst, wie Sie sich noch erinnern werden, jeden Zoll. Ich strich Alles an, ich machte die Bretgestelle, ich schlug jeden Nagel mit meiner eigenen Hand ein, und was ist das Ende von Allem, Miß Gray?“

Rachel hob ihre sanften braunen Augen zu ihm auf.

„Es ist Gottes Wille,“ sagte sie, „und Gott weiß es am besten, denn er ist gut.“

Richard Jones sah sie an und lächelte fast streng, denn Leiden giebt auch dem gemeinsten Menschen eine gewisse Würde, und kein Mensch ist, wenn er tief empfindet, derselbe Mensch, der er ist, wenn seine Gefühle nicht erregt sind.

„Miß Gray,“ sagte er, „ich habe von meiner Jugend gearbeitet — wie ein Sclave, möchte ich sagen. Ich hoffte Etwas für mich und mein Kind zu erwerben und ich dachte an dieses mehr als an

mich. Ich that Niemandem Unrecht. Ich that mein Möglichstes; ein reicher Mann drängt sich heran und ich bin an den Bettelstab gebracht. Und Sie sagen mir, Gott sei gut? Merken Sie wohl, ich sage nicht, daß er es nicht sei — aber ist er es wohl auch gegen mich?"

Rachel Gray zitterte vor innerer Aufregung vom Kopf bis zum Fuße. Die Frage erfüllte sie mit Schmerz und Kummer und zwar um so mehr, weil ihre Gedanken so seltsam verworren waren, daß sie, trotz ihres innigsten Wunsches, zu sprechen, es doch nicht konnte. So, wie wir im Traume uns bemühen, eine Bewegung zu machen und nicht können, weil unser Wille durch den Schlaf des Körpers gefesselt ist, so war es jetzt Rachel zu Muthe. Sie war sich erhabener, schöner und tröstender Wahrheiten bewußt, aber nicht im Stande, dieselben in Worten auszusprechen.

„Gott ist gut," sagte sie nochmals, indem sie sich an diese Wahrheit wie an einen Rettungsanker anklammerte.

Wieder lächelte Richard Jones.

„Und mein Kind, Miß Gray," sagte er, indem er seine Stimme so tief senkte, daß seine Worte das

nächste Zimmer nicht erreichen konnten, „es stirbt zollweise vor meinen eigenen Augen und dennoch muß ich zusehen und darf nicht wahnsinnig werden. Ich werde ein Bettler und muß es ertragen, ich muß mein Kind hergeben und den Verlust ertragen. Und die Gottlosen gedeihen und die Kinder der Gottlosen überleben sie, denn Gott ist gut gegen sie, Miß Gray."

Rachel traten die Thränen in die Augen, ihre Stirn umwölkte sich.

„Ach, Mr. Jones," sagte sie, „beklagen Sie sich nicht, Sie haben Ihr Kind geliebt."

„Was hältst Du nur Miß Gray so lange da draußen auf?" rief Mary's Stimme verdrießlich. „Ich will mit ihr sprechen."

„Und hier bin ich, liebes Kind," sagte Rachel, indem sie zu ihr hineinging. „Ich bin gekommen, um eine Weile bei Dir zu bleiben, denn ich bin überzeugt, Dein armer Vater bedarf Ruhe, meinst Du nicht auch?"

„Es braucht Niemand bei mir zu bleiben," entgegnete Mary ungeduldig, „so krank bin ich nicht."

„Aber kannst Du denn des Nachts schlafen?"

„Nein, schlafen kann ich nicht — ich bin so fieberhaft.“

„Nun denn, wir bleiben bei Dir, um Dir Gesellschaft zu leisten,“ sagte ihr Vater.

Diese Erklärung schien Mary zu genügen, denn sie begann sofort von andern Dingen zu sprechen. Sie wußte nicht, daß es mit ihr zu Ende ging. Woher hätte eine solche Kenntniß einem solchen Kinde, wie sie war, auch kommen sollen? Niemand hatte ihr die Wahrheit gesagt. Und sie ging in die Ewigkeit über, ohne es zu wissen — ihr Herz, ihre Gedanken, ihre Seele waren erfüllt von dem Schatten des Lebens.

Rachel sah und wußte das und es kränkte sie. Sie gedachte des glücklichen und lächelnden Sterbebettes ihrer kleinen Schwester und betete von Herzen, daß ein ähnlicher Segen die letzten Stundeu der kleinen Mary krönen, daß sie zu ihrem Gott gehen möge, wie ein Kind zu seinem Vater.

Und als Richard Jones, nachdem er bis um zwölf Uhr bei ihnen gesessen, hinaufging, um eine Weile zu ruhen und Rachel die Kranke von ihrer Wiedergenesung und von Plänen und Hoffnungen, die eitel waren wie ein Traum, sprechen hörte, konnte

sie nicht umhin, zu fühlen, daß es ihre Pflicht sei, zu sprechen. Sie waren allein. „Ja, nun,“ dachte Rachel, „nun ist es Zeit zu sprechen.“

O harte und bittere Aufgabe, der Jugend vom Tode zu erzählen, den Hoffenden zu sagen, daß sie nicht hoffen dürfen, Denen, die so gern noch in diesem Thale weilen möchten, verkünden zu müssen, daß sie nach dem Lande abreisen müssen, welches so nahe ist und doch so fern zu sein scheint.

Rachel wußte nicht, wie sie beginnen sollte.

Mary nahm zuerst das Wort.

„Ich freue mich, wenn ich wieder gesund sein werde,“ sagte sie. „Ich bin dieses kleinen Zimmers recht überdrüssig. Es ist so unfreundlich hier, wenn ich draußen auf der Gasse die Sonne scheinen sehe. Meinen Sie nicht auch, Miß Gray?“

„Ach ja, ich glaube das,“ antwortete Rachel. „Du erinnerst mich da an eine kleine Geschichte, die ich einmal gelesen habe. Soll ich sie Dir erzählen?“

„Ach ja, warum nicht?“ entgegnete Mary gleichgültig, indem sie leicht gähnte, denn Miß Gray kam ihr manchmal etwas langweilig vor.

„Es ist keine lange Geschichte,“ sagte Rachel

schüchtern, „sie lautet folgendermäßen: Ein König jagte einmal ganz allein in einem Walde, als er eine sehr schöne Stimme hörte, welche sehr angenehm sang. Er ging darauf zu und sah einen armen Aussätzigen.“

„Was ist ein Aussätziger?“ unterbrach Mary.

„Erinnerst Du Dich nicht mehr der Aussätzigen im Evangelium, die von unserm Heilande rein gemacht wurden? Es waren arme, mit einer schlimmen, widerlichen Krankheit behaftete Leute, und dieser Mann, den der König hatte singen hören, war auch einer und der König konnte nicht umhin, zu ihm zu sagen: Wie kannst Du so singen, während Du Dich in einem so erbärmlichen Zustande befindest? Der Aussätzige aber antwortete: Eben, weil ich mich in diesem Znstande befinde, singe ich, denn ich weiß, daß so, wie mein Leib dahin sinkt, die Stunde meiner Befreiung naht, daß ich diese erbärmliche Welt verlassen und zu meinem Herrn und Gott gehen werde.“

Mary sah Rachel an, ganz erstaunt über den eindringlichen und innigen Ton, in welchem sie sprach.

„Aber, Miß Gray,“ sagte sie endlich, „was

hat diese Geschichte mit mir zu thun? Ich bin doch nicht aussätzig, wie?"

„Wir sind Alle Aussätzige," sagte Rachel sanft, „denn wir sind Alle Sünder, und die Sünde ist für die Seele das, was der Aussatz für den Körper ist. Sie beschmutzt ihn und wir Alle sollten uns freuen, zu sterben, denn Christus hat den Tod überwunden und mit dem Tode endet die Sünde und unser wahres Leben, das Leben in Gott, beginnt."

Mary richtete sich auf den Ellnbogen empor. Sie sah Rachel unverwandt an und sagte:

„Miß Gray, was meinen Sie?"

Rachel antwortete nicht — sie konnte nicht.

„Warum erzählen Sie mir alle diese Dinge?" fuhr Mary fort.

Aber Rachel konnte immer noch nicht sprechen.

„Miß Gray," sagte Mary, „bin ich auf dem Wege, zu sterben?"

Sie sah Rachel mit gespannter Erwartung an und der bittende Ton ihrer jungen, kindischen Stimme schien Rachel's Herz zu durchbohren, aber sie hatte einmal angefangen und sie konnte, sie durfte nicht wieder umkehren. Sie stand auf, faltete die Hände und zitterte an allen Gliedern, während die Thränen

ihre Wangen herabströmten. Ihre Stimme wankte so, daß sie kaum sprechen konnte, aber sie bemeisterte sie und klar und deutlich sprach sie die Worte:

„Mary, wir Alle müssen dem Willen Gottes gehorchen, wir Alle sind auf seinen Willen in diese Welt gekommen, auf seinen Willen müssen wir sie auch wieder verlassen.“

„Und muß ich sie verlassen, Miß Gray?“ fragte Mary, indem sie bei ihrem Fragen beharrte wie ein Kind.

Rachel neigte sich über sie und ihre Thränen benetzten Mary's bleiche Stirn.

„Ja, mein liebes Kind,“ sagte sie sanft, „ja, Du mußt diese erbärmliche Erde der Unruhe und des Leidens verlassen und zu Gott, Deinem Freunde und Vater, gehen.“

Die schwächsten, die gebrechlichsten Geschöpfe erheben sich oft zu heroischem Muthe. Dieses launenhafte Kind hörte sein Urtheil mit einiger Ueberraschung, aber, wie es schien, ohne Kummer.

„Weinen Sie nur nicht, Miß Gray,“ sagte sie, „ich weine ja auch nicht, aber wissen Sie, es scheint so seltsam zu sein, daß ich sterben soll. Meinen Sie nicht auch?“

Rachel antwortete nicht, auch versuchte sie es nicht, ihr Herz war zu voll. Mary errieth oder sah es.

„Ich wünsche, daß Sie sich nicht härmen," sagte sie, „härmen Sie sich nicht, Miß Gray. Ich härme mich ja auch nicht, wie Sie sehen."

„Ja, ja," dachte Rachel, „Du härmst Dich nicht, mein armes Kind, denn was weißt Du vom Tode?"

Und nicht lange darauf schlief Mary, die sich müde fühlte, ein, während ihre Hand in der Rachel's ruhte.

# Zehntes Kapitel.

Drei Tage waren vergangen.

Der Morgen war grau und trübe. Richard Jones hatte die ganze Nacht bei Mary gewacht, denn Rachel war, durch Anstrengung erschöpft, nicht im Stande gewesen zu kommen. Die arme kleine Mary — ihr Stündlein war nahe. Sie wußte es, und ihr junges Herz grämte sich um ihren Vater, der nun so bald kein Kind mehr haben sollte. Auch an sich selbst dachte sie. Sie überblickte ihr ganzes junges Leben, und sie betrachtete die Fehltritte desselben mit einem Kummer, der frei war von irreligiösem Entsetzen, denn Rachel Gray hatte zu ihr gesagt:

„Dürfen wir wohl für uns oder für Andere der grenzenlosen Gnade Gottes Schranken ziehen?“

„Vater,“ sagte sie plötzlich, „ich habe mit Dir zu sprechen.“

„Was wünschest Du, mein Kind?“ fragte er, indem er sich zärtlich über sie neigte. Sie blickte auf in sein Gesicht; ihre Wange erglänzte von einem tieferen, hektischen Roth, ihre hellen Augen strahlten von einem brennenderen Lichte.

„Vater,“ sagte sie, „ich bin ein unfolgsames Kind gewesen, nicht wahr?“

„Nein, nein, mein gutes Mädchen; niemals, wirklich niemals.“

„O ja, ich weiß, daß ich unfolgsam und garstig gewesen bin, Vater. Ich bin zuweilen so unfreundlich und mürrisch gewesen, aber, Vater, ich konnte nicht anders — wenigstens war es mir, als könnte ich nicht anders — der Rücken that mir so weh, und wirklich,“ setzte sie ihre Hände faltend hinzu, „es thut mir sehr leid, Vater, sehr leid.“

Er neigte sich noch tiefer zu ihr herab; er legte seine Wange auf ihren Pfühl, er küßte ihre heiße Stirn. Die kleine Mary lächelte ein wenig.

„Du vergiebst mir, nicht wahr?“ murmelte sie mit matter Stimme.

„Ich Dir vergeben! mein Kind — mein Liebling!“

„Ja, ich bitte Dich darum,“ sagte sie.

Sie konnte jetzt kaum sprechen, und ihre Augen schienen sich zu umfloren. Ihr Vater sah, wie dieser Flor sich immer schneller darüber legte.

Plötzlich schien sie noch einmal aufzuflackern, wie eine sterbende Flamme. Wieder redete sie ihn an.

„Vater,“ sagte sie, „warum machst Du denn den Laden nicht auf?“

Und mit eigenthümlicher Innigkeit heftete sie ihre Augen auf die seinen. Den Laden aufmachen? Diese Frage fuhr ihm wie ein Dolchstich durch's Herz. Aber dennoch bemeisterte er sich und antwortete: „Es ist noch zeitig, es ist noch zeitig, liebes Kind.“

„Nein, es ist nicht mehr zeitig,“ sagte sie in ihrem alten verdrießlichen Tone, und dann setzte sie leise und wie beschämt hinzu: „Ach, ich vergaß — ich vergaß. Ich wollte ja nicht wieder unfreundlich sein. Ich bitte Dich, Vater, vergieb es mir.“

„Denke doch nicht daran, mein Kind. Wünschest Du vielleicht Etwas?“

„Nichts Vater, weiter Nichts, als daß Du den Laden aufmachst."

Er versuchte zu sprechen, aber er konnte nicht; nur einige wenige gebrochene Laute drangen über seine Lippen.

„Denn siehst Du," fuhr sie in seltsamem, angelegentlichem Tone fort, „die Kunden werden alle kommen und sich wundern, wenn sie den Laden geschlossen sehen, und sie werden glauben, es gehe schlimmer mit mir und — und —"

Sie konnte den Satz nicht beenden, versuchte es aber zu thun.

„Und deßhalb, Vater —"

Wieder erstarben ihr die Worte auf den Lippen.

Ihr Vater richtete den Kopf empor, sah sie an und bemerkte, daß sie sehr weiß im Gesicht ward. Wieder neigte er sich zu ihr herab und flüsterte leise:

„Liebes Kind, hast Du heute Morgen Dein Gebet verrichtet?"

Ein Ausdruck der Ueberraschung stahl sich über das abgezehrte Antlitz des Kindes.

„Ich hatte es vergessen," entgegnete sie mit matter Stimme. „Aber ich werde es jetzt sprechen." Sie faltete ihre magern Hände, und ihre Lippen be-

wegten sich. „Vater unser, der Du bist im Himmel,“ sagte sie und begann ein Gebet, welches auf Erden niemals zu Ende gesprochen ward. Der gefürchtete Augenblick war gekommen. Der Engel des Todes stand in diesem stillen Zimmer; rasch und leise erfüllte er seine Sendung und schied dann, indem er Alles in athemlosem Schweigen zurückließ.

Richard Jones wußte, daß Alles vorbei sei. Er stand auf, drückte ihr die Augen zu, legte die schlanken Glieder gerade und setzte sich dann neben sein todtes Kind als ein verwais'ter Vater mit gebrochenem Herzen.

Wie lange er so dasaß, wußte er nicht. Ein Pochen an der Thür rüttelte ihn endlich auf. Mechanisch erhob er sich und öffnete. Er sah einen Mann, der sofort eintrat und die Thür schloß, und ehe der Mann sprach, wußte Jones, was er wollte.

„Es ist gut,“ sagte er, „ich weiß, der Hauswirth konnte nicht gut anders; kommt nur herein.“

Der Gerichtsdiener war ein Mann von geradem, biederem Aussehen. Er gab Jones einen Schlag auf die Schulter.

„Ihr seid ein wackerer Mann, das behaupte ich,“ rief er und setzte einen tüchtigen Fluch hinzu.

Jones gab keine Antwort, sondern führte seinen Gast in das Hinterstübchen.

„Holla, was ist das?“ rief der Gerichtsdiener, indem er den Bettvorhang aufzuheben suchte.

„Thut das nicht,“ sagte Jones mit heiserer Stimme.

Und nun sah der Mann, was es war, und rief in reuigem Tone:

„Das thut mir leid — das thut mir sehr leid.“

„Ihr könnt Nichts dafür,“ sagte Jones schüchtern, „Ihr müßt Eure Pflicht thun.“

„Das sage ich auch immer,“ rief der Gerichtsdiener mit einem zweiten Fluche, der noch derber war als der erste; „der Mensch muß seine Pflicht thun!“ und es entschlüpfte ihm ein dritter Fluch.

„O flucht nicht so!“ sagte Jones.

„Nein, gewiß nicht, eher soll mich gleich der —“, hier stockte der fluchende Büttel und erschrak selbst über das, was er im Begriff stand hinzuzufügen. „Ich kann wirklich Nichts dafür,“ sagte er in fast bekümmertem Tone, „es ist meine zweite Natur, sehet Ihr, meine zweite Natur. Ich will mir aber Mühe geben, es zu unterlassen.“

Und indem er trotz seines Hanges zum Fluchen ganz leise sprach, schaute er Jones mit gespannter Erwartung an. Das Gesicht des verwais'ten Vaters aber sagte ihm Nichts.

„Macht es Euch bequem," sagte er mit gedämpfter Stimme, „ich glaube, Ihr werdet Alles, was Ihr braucht, in diesem Schranke finden; wenigstens ist das Alles, was ich habe."

Und er setzte sich wieder neben die Leiche.

„Alles, was ich brauche, und Alles, was Ihr habt," murmelte der Büttel, indem er den Kopf in den Schrank steckte; „dann, meiner Treu, armer Kerl, ist es nicht viel."

Der Tag war kalt und sehr unfreundlich. Der Gerichtsdiener rauchte seine Pfeife an dem glimmenden Feuer, und gähnte über einem alten, schmutzigen Zeitungsblatte.

So waren zwei Stunden vergangen, als Jones zu ihm sagte: „Wünscht Ihr denn irgend Etwas?"

„Ach nein," entgegnete der Büttel nachdenklich, indem er seine Pfeife aus dem Munde nahm und von seinem Zeitungsblatte aufblickte; „ich danke Euch, ich kann nicht sagen, daß ich Etwas wünschte, aber was meint Ihr zu einem Glase Grog, wie?"

Er schien auf diesen Einfall fast stolz zu sein.

„Ich will Alles holen lassen, was Ihr wünscht," entgegnete Jones zerstreut, und es war klar, daß er den gutgemeinten Vorschlag nicht auf sich selbst bezog.

Der Gerichtsdiener sagte, er für seinen Theil brauche Nichts.

„Nun denn," hob Jones wieder an, indem er seine Schuhe von den Füßen streifte, „ich werde Euch auf kurze Zeit verlassen."

„Wie, wo wollt Ihr denn hin?" rief der Andere und machte große Augen.

„Hierher," sagte Jones, hob den Vorhang auf und kroch hinein zu seinem todten Liebling.

Der Vorhang verhüllte ihn, er war allein — allein mit seinem Kinde und seinem Schmerze. Als kleines Kind hatte er sie in seinen Armen gewiegt; viele Mal hatte sie in dieser liebenden Umarmung geschlafen, die für sie sowohl ein Schutz als eine Liebkosung war. Und nun! Er betrachtete das kleine bleiche Gesicht, welches während des Gebetes entschlummert war, er sah es todtenstill auf seinem Pfühle liegen, und wenn er das Stöhnen unterdrückte,

welches auf seine Lippen stieg, so war sein Schmerz um desto tiefer.

O, Leidenschaft! Beredte Zeilen sind an Deine Schmerzen verschwendet worden; ganze Bücher sind geschrieben worden, um der Menschheit Deine Freuden und Deine Qualen zu erzählen. Keiner andern Erzählung leihet die Jugend ihr wißbegieriges Ohr, keinem andern Gefühle gesteht der Mensch die Macht zu, seinen Geist und sein Herz zu bezaubern. Und hier war ein Mann, der Dich nicht dem Namen oder der Wahrheit nach kannte, und dennoch seinen Leidenskelch bis auf die Hefen und bis zur letzten Bitterkeit leerte. O, elende und unpoetische Kümmernisse des prosaischen Armen! Wo seid ihr, Elemente der Kraft und des Pathos unseres modernen Heldengedichts — des Romans? Ein elender Kaufladen, der nicht in Aufnahme kommt, ein kränkliches Kind, welches stirbt! Ja, aber wäre das Bild nur von geschickterer Hand gemalt, wisse, stolzer Leser, wenn Du stolz bist, daß Dein innerstes Herz bluten und Deine innerste Seele zerrissen werden würde, wenn sie dieses Blatt aus der Geschichte eines armen Mannes lies't.

Und so lag er neben seiner Todten, erfüllt von

thränenlosem und namenlosem Schmerze. Hefte Deinen Blick nicht darauf — Auge des Menschen. Du vermagst nicht, ihn zu bemitleiden, denn Du vermagst nicht, ihn zu verstehen.

„Denkt nur!" sagte eine Nachbarin zu Mrß. Smith; „Mr. Jones' Laden ist den ganzen Tag geschlossen geblieben. Ich kann mir gar nicht denken, was die Ursache ist."

„Das könnt Ihr Euch nicht denken?" entgegnete Mrß. Smith lachend. „Der Laden ist ihm zugemacht worden!"

Ja, allerdings, der Laden war zugemacht, der Laden, welchen Richard Jones mit so vielem Stolze eröffnet, der Laden, durch welchen er sein Kind reich zu machen gehofft, ward an dem Tage, wo Mary starb, geschlossen und nie wieder geöffnet. Jones fragte Nichts darnach. Sein kleiner Ehrgeiz hatte Schiffbruch gelitten, sein kleiner Stolz war niedergebeugt worden, sein kleiner Krug der Liebe war durch Gottes eigene Hand auf die Erde geschüttet worden; er war leer und trocken, glühender Sand und Staub hatten die einst so süßen Wasser eingesogen.

Was ein Mann ohne Ehrgeiz, Stolz und Liebe werden kann, das war er in diesem einen Tage, der

ihn seines Kindes beraubte, geworden. Bemitleide nicht ihn, Leser; seine Geschichte ist zu Ende. Bemitleide vielmehr den, dessen bittere Geschichte der Hoffnung und Täuschung jetzt, während ich schreibe und Du liesest, erst beginnt. Denn keine sterbliche Hand hat noch die Tiefe eines solchen Jammers ergründet. In diesem leben die wahren tragischen Leidenschaften, die außerdem von der Erde verschwunden zu sein scheinen, Leidenschaften, welche auch den Sanftesten zur Rache und Wuth aufstacheln könnten, wenn nicht auf die armen vertrockneten Herzen täglicher Thau vom Himmel herabfiele, eben so wie er allnächtlich sich auf die durstende Erde herabsenkt.

---

## Elftes Kapitel.

Es kommt vielleicht einmal eine Zeit, wo man sich des Kirchhofs von London als eines Gegenstandes erinnert, der gewesen, aber nicht mehr ist; aber jetzt, wer kennte ihn nicht? Wer braucht die Reihen von Grabsteinen zu beschreiben, welche die Ruheplätze auf diesem traurigen Gefilde des Todes bezeichnen? Wer braucht zu erzählen, wie sie die geschäftigen Vorübergehenden durch ihre eisernen Gitter hindurch anstieren — wie sie unheimlich darein schauen gleich dem Gaste bei dem egyptischen Gelage — todt mitten im Lärmen und Treiben des Lebens.

Einen traurigen Anblick gewähren sie, wenn die Sonne auf sie und das sie umwuchernde Gras herabscheint, die Sonne, welche die im Schooße der Erde Schlummernden nicht fühlen; aber einen noch

weit traurigern Anblick bieten sie, wenn der feine, dichte Regen von den dunkeln Kirchenmauern strömt und in die durchweichte Erde hineinsickert, und an einem solchen Orte und an einem solchen Tage bereitete man das Grab für Mary Jones.

Zwei Leidtragende standen daneben — ein Weib und ein Mann. Als Alles vorüber war, als die Erde das Grab und seinen Inhalt verschloß, setzte der Mann sich auf einen nahen Grabstein und betrachtete den rothen Hügel, der sein Alles einschloß, mit stumpfem Jammerblicke.

Rachel neigte sich über ihn und legte sanft ihre Hand auf seine Schulter.

„Mr. Jones, kommen Sie!" sagte sie.

Er gab keine Antwort, er stand nicht auf, und als sie dann seine Hand ergriff, um ihn fortzuführen, folgte er ihr ohne Widerstreben. Sie führte ihn in ihr Haus; freundlich und zärtlich führte sie ihn, wie ein kleines Kind, und ein Kind schien er auch wirklich geworden zu sein, hilflos, willenlos, kraftlos.

Sein eigenes Haus war ein Wrack, die Beute von Gläubigern, welche nur wenig, aber dennoch genug fanden — denn ihre Forderungen waren gering — um ihm öffentliche Schande zu ersparen.

Rachel Gray überließ ihm das Zimmer, wo früher sein Kind geschlafen, wo er es einmal im Schlafe besucht und sich zärtlich über seinen Pfühl gebeugt hatte. Er brach in Thränen aus, als er eintrat, und diese Thränen erleichterten ihm das Herz und thaten ihm wohl.

Nach Verlauf von zwei Tagen raffte er sich aus seinem Dahinbrüten auf. Er erwachte; er besann sich, daß er ein Mensch war, geboren, sein tägliches Brot zu verdienen und die Bürde des Lebens zu tragen.

Eines Morgens ging er aus und sah sich nach Arbeit um. Etwas fand er zu thun; aber was es war, das sagte er Rachel nicht. Als sie ihn in sanftem Tone fragte, schüttelte er den Kopf und lächelte bitterlich.

„Es kommt Nichts darauf an, Miß Gray," sagte er; „es kommt Nichts darauf an."

Ohne Zweifel war es irgend eine elende, erbärmlich bezahlte Arbeit. Und doch sprach er nur die Wahrheit, als er sagte, es komme wenig darauf an. Er lebte und arbeitete wie Tausende, aber er sorgte nicht für heute, und dachte nicht an morgen — die Zeit der Verheißung und der Hoffnung war auf im-

mer vorüber. Wenn er auch Dies oder Jenes entbehrte, so fragte er doch nicht darnach, so lange er Rachel Gray seinen wöchentlichen Zins bezahlen konnte. Es nimmt Alles ein Ende, und was seine alten Tage betraf, im Fall er wirklich alt ward, so hatte er ja das Armenhaus seines Kirchspiels.

Und so konnte Richard Jones sich durch's Leben schleppen, verlassen von allen Hoffnungen, mit Ausnahme der himmlischen.

Der Himmel aber fand es für gut, diesen schon gezüchtigten und schwer gedemüthigten Mann noch mehr zu züchtigen und zu demüthigen. Er ward krank und mußte wochenlang das Krankenbett hüten und den kargen Mitteln Rachel's zur Last fallen. Vergebens bat und flehte er, in's Armenhaus oder in irgend ein Hospital gebracht zu werden — Rachel wollte Nichts davon hören. Sie behielt ihn bei sich; sie pflegte ihn mit der ganzen Hingebung einer Tochter und theilte ihre Zeit zwischen ihm und ihrem Vater. Jones betete inbrünstig um den Tod — seine Bitte ward nicht gewährt, er genas wieder.

Eines Abends saßen sie in dem ruhigen kleinen Stübchen allein beisammen — allein, denn Thomas Gray war so gut wie Niemand — als an die Thür

gepocht ward. Rachel öffnete die Hausthür, und herein trat Joseph Saunders.

„Mr. Jones ist in der Stube," sagte Rachel zögernd.

„Eben mit diesem wünsche ich zu sprechen," entgegnete Saunders; „das trifft sich gerade."

Indem er dies sagte, ging er in das Zimmer hinein. Rachel folgte und war begierig zu hören, was nun folgen würde.

Als der arme Jones seinen Feind sah, erröthete er ein wenig, aber die Röthe verschwand bald wieder, und er war der Erste, der in schüchternem, gedämpftem Tone sagte: „Guten Abend."

„Es thut mir leid zu hören, daß Sie krank gewesen sind," sagte Saunders, indem er sich setzte, „aber es macht sich wohl allmählig wieder, wie?"

„Ja, ich befinde mich schon um Vieles besser," war die ruhige Antwort.

„Haben Sie Etwas zu thun?" fragte Saunders geradezu.

„Bis jetzt noch nicht," antwortete Jones mit einem unterdrückten Seufzer, denn er dachte an Rachel, die selbst so arm war, und der er so schwer zur Last fiel.

„Wohlan denn, Mr. Jones, hören Sie an,“ sagte Saunders, indem er seinen Stuhl näher zu ihm zog; „ich weiß, Sie haben einen Groll gegen mich.“

„Sie haben mich ruinirt,“ sagte Jones.

„Ach, was da! Das ging Alles ehrlich zu, das ist Geschäftssache,“ rief Saunders ein wenig ungeduldig.

„Sie haben mich ruinirt,“ sagte Jones wieder, „aber ich verzeihe Ihnen; ich habe Ihnen schon lange verziehen und hege nicht den Schatten eines Grolles gegen Sie oder gegen sonst Jemanden, Gott sei Dank!“

„Das ist Alles ganz gut,“ sagte Saunders mit Nachdruck, „aber dennoch, Mr. Jones, sagen Sie, ich hätte Sie ruinirt. Es ist nicht das erste Mal, daß Sie das sagen, und ich kann gestehen, daß mich dies sehr verletzt hat.“

„Das thut mir leid,“ sagte Jones schüchtern.

„Na, ich mache mir am Ende Nichts weiter daraus,“ erklärte Saunders freimüthig, „aber, wie ich sagte, es ist das Ihr Glaube, Ihre Meinung dennoch, Mr. Jones, Sie sollten die Sache nicht bloß von Ihrer Seite betrachten. Mr. Smithson

hatte die Absicht, einen Materialladen zu eröffnen, schon lange zuvor, ehe Sie den Ihrigen einrichteten. Er sprach mit mir darüber, und wenn ich damit einverstanden gewesen wäre, so wäre es schon damals geschehen. Nun kamen Sie, das ist wahr, aber was will das weiter sagen? Die Straße stand uns eben so frei als Ihnen. Daß ich in Ihrem Hause wohnte, war ein Zufall, und als ich Ihr Zimmer miethete, wußte ich nicht, daß ich Sie eines Tages ausstechen würde. Ich wußte nicht, daß Smithson immer noch mit dieser Idee umging und daß ich, weil ich keine Anstellung fand, endlich noch gern darauf eingehen würde. Also ging ich darauf ein und concurrirte mit Ihnen und hob Sie aus dem Sattel, wie man zu sagen pflegt. Aber, Mr. Jones, würde ein Anderer nicht dasselbe auch gethan haben? Und geschah nicht Alles auf ehrliche, offene Weise?"

„Na, ich will es glauben," entgegnete Jones in traurigem Tone; „da es einmal ausgemacht war, daß ich ruinirt werden sollte, so meinten Sie, es könne mir egal sein, wer es thäte."

„Na, so sprechen Sie vernünftig," sagte Saunders mit beifälligem Kopfnicken, „und nun, Mr. Jones, zur Sache, denn ich brauche wohl weder

Ihnen noch Miß Gray zu sagen, daß ich nicht hierher gekommen bin, um alte Wunden wieder aufzureißen. Sie müssen wissen, daß der junge Mann, der mein Ladengehilfe war, seinen Abschied genommen hat. Er will nach Australien gehen, sagt er, aber das kann uns gleichviel sein. Ich achte und schätze Sie, Mr. Jones, und da ich Sie, ohne Etwas gegen Sie zu haben, in Schaden gebracht habe, so möchte ich Ihnen auch gern aus freiem Antriebe wieder einen Dienst leisten, und meine Frau war ganz untröstlich, als sie hörte, daß Ihre Tochter gestorben wäre, und sie achtet und schätzt Miß Gray. Doch das gehört weiter nicht hierher. Das Lange und Kurze von der Sache ist: wollen Sie in meinem Laden Gehilfe werden, gegen gute Kost und mäßigen Lohn, und vielleicht eine Zulage, wenn das Geschäft sich noch mehr hebt?"

Der arme Richard Jones! Dies war das Ende seiner Träume, seiner Pläne, seines Zornes, seiner gedrohten Rache. Und dennoch fühlte er es seltsamer Weise sehr wenig. Jedes starke und lebendige Gefühl lag im Schooße der Erde begraben. Seine Seele war todt in ihm, sein Stolz war in Staub

zerfallen — wie Mary gesagt haben würde — sein Lebensmuth war dahin.

Richard Jones faßte die Demüthigung weiter nicht in's Auge, die für ihn darin lag, wenn er Joseph Saunders' Anerbieten annahm, das, wie seltsam auch, doch wirklich aufrichtig und gut gemeint war. Er betrachtete die Vortheile und fand sie offenkundig. Hier bot sich ihm das Mittel dar, Rachel zu bezahlen, seine wenigen Schulden zu decken und seinem müden Leben die letzte und theuer erkaufte Wohlthat der Ruhe zu sichern.

Er dachte eine Weile nach und sagte dann laut:

„Ich werde Ihr Anerbieten sehr gern annehmen, ich bin Ihnen sehr dafür verbunden, Mr. Saunders."

„Nun gut, so ist die Sache abgemacht," sagte Mr. Saunders, indem er aufstand, „gute Nacht, Jones — nur frischen Muth gefaßt, alter Junge. Gute Nacht, Miß Gray. Jane läßt bestens grüßen. Es thut mir leid, daß es mit Ihrem Papa immer noch nicht besser geht."

Und er entfernte sich sehr zufrieden mit dem Erfolge der gepflogenen Unterredung.

„O, Mr. Jones," rief Rachel, als sie wieder in das Zimmer trat.

„Lassen Sie das gut sein,“ sagte er mit mattem Lächeln, „ich mache mir weiter Nichts daraus, Miß Gray.“

„Aber hätten Sie denn nicht hier bleiben können?“ fragte sie.

„Und Ihnen noch länger zur Last fallen? Das habe ich Ihnen nur zu lange schon gethan, Miß Gray.“

„Aber Sie hätten wenigstens bleiben können, bis Sie anderwärts Beschäftigung gefunden hätten.“

„Sein Haus ist so gut als irgend eins; sein Brot ist nicht bitterer als das eines Andern,“ entgegnete Jones in gedämpftem Tone. „Und was frage ich übrigens darnach, jetzt da meine Mary nicht mehr lebt, Miß Gray?“ Und als er sah, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten, setzte er hinzu: „Sie brauchen mich nicht zu bemitleiden, Miß Gray. Die Bitterkeit meines Leidens ist längst vorüber. Meine Mary ist nicht todt für mich. Sie lebt für ihren alten Vater, und wird für ihn leben bis zum Tage des Wiedersehens. Und während ich diesen Tag erwarte, ist mir Alles gleich, was mir mittlerweile begegnet.“

---

# Zwölftes Kapitel.

Wiederum war Rachel allein. Wieder sah sie sich eingehüllt von der Einsamkeit und dem Schweigen der ruhigen Straße.

Nun begann für Rachel Gray ein neues Leben. Gleich einer von widrigen Winden lange niedergebeugten Pflanze erlangte sie die Elasticität ihres Geistes und Leichtigkeit ihres Herzens allmählig wieder. Was sie ohne die Düsterheit ihrer Jugend hätte werden können, ward sie allerdings niemals, aber so wie die dunkle Wolke, die so lange über ihr geschwebt, sich hinwegzog, als sie in ihrer kleinen Wohnung ungehindert sich bewegen, sprechen, essen und denken konnte, da erglänzte doch mit dieser spätgewonnenen Freiheit ein bleicher, aber reiner Son-

nenschein über ihr Leben. Ihre Rede ward freier, ihr Lächeln häufiger, ihr ganzes Wesen offener und heiterer.

Rachel lebte indessen sowohl aus Neigung, als auch aus langer Gewohnheit sehr zurückgezogen und empfing nur wenig Bekannte. Fast ihre einzigen Besucher waren Richard Jones und Madame Rose. Die kleine Französin kam dann und wann herein, betrachtete Thomas Gray mit mitleidigem Blicke, zuckte die Achseln, nickte, blinzelte mit den Augen, und that alles Mögliche, um sich verständlich zu machen, nur sprach sie nicht Englisch, und Rachel hörte ihr zu und lachte heiter über die seltsamen Worte und das wunderliche Benehmen ihrer kleinen Freundin.

Richard Jones kam noch häufiger. Er kam, um Sympathie zu empfangen, nicht zu geben. Rachel Gray's Gesellschaft war ihm ein Lebensbedürfniß, denn mit ihr allein konnte er von Mary sprechen. Er sprach und sie hörte zu und gewährte ihm dadurch, daß sie zuhörte, den besten und wahrsten Trost.

Dann und wann, aber nicht oft, denn Rachel fühlte und wußte, daß solche Worte, wenn sie oft wiederholt werden, das Ohr der schwachen Menschen=

natur ermüden, wagte sie, seinen Kummer durch die ihr zu Gebote stehenden Beweisgründe beschwichtigen zu wollen. Und ihr Lieblingstrostgrund, ein Trostgrund, den sie oft auf sich und ihre eigenen Leiden anwendete, lautete: „Wir empfangen aus der Hand Gottes Segnungen, müssen wir daher nicht auch das Leiden daraus empfangen, wenn es ihm gefällt, uns damit heimzusuchen?“

„Sehr wahr, Miß Gray, sehr wahr,“ stimmte Richard Jones demüthig bei.

Von seiner gegenwärtigen Stellung sprach er niemals, wenn er nicht von Rachel darnach gefragt ward, und wenn er davon sprach, so geschah es gewöhnlich, um zu sagen, Saunders und dessen Gattin seien sehr freundlich gegen ihn.

„Und ich fühle mich ganz glücklich, Miß Gray,“ pflegte er dann hinzuzusetzen, „ganz glücklich.“

Und so floß Rachel Gray's Leben dahin wie ein verborgener Strom — schweigend, friedlich und sehr still. Es schlief in dem Schatten der alten grauen Straße, unter dem ruhigen Obdach eines stillen Hauses, innerhalb des engen Kreises bescheidener Pflichten. Gebet, Liebe, Betrachtung und Nachdenken schmückten es täglich. Es war bescheiden

und niedrig in den Augen der Menschen, aber schön und herrlich vor dem Auge Gottes.

Und so waren ruhige und glückliche Jahre verflossen und Nichts hatte ihren eintönigen Gang gehemmt.

Es war Abend. Rachel und ihr Vater waren allein in dem kleinen Zimmer. Thomas Gray war immer noch ein kindischer alter Mann ohne Verstand und Bewußtsein. Als ihn aber jetzt Rachel nach seinem Stuhle geleitete und ihn darauf Platz nehmen ließ, schien ihr Etwas, eine Art Licht, über das Antlitz des alten Mannes zu zucken und in seinen trüben Augen zu verweilen.

„Vater!" rief sie, „kennst Du mich?"

Mit Worten antwortete er nicht, aber es schien ihr, als ob sie in seinem Blicke selbstbewußte Güte läse. Sie drückte seine Hand und diese schien die ihre wieder zu drücken. Sie legte ihre Wange an die seine und sie schien nicht leblos oder kalt zu sein. Dann trat sie einen Schritt vor ihm zurück und sagte:

„Vater, kennst Du mich?"

Er schauete sie forschend an und schwieg lange.

Endlich aber sprach er und sagte in leisem, aber deutlichem Tone: „Rachel!“

Außer sich vor Freuden, sank Rachel zu seinen Füßen nieder und schlang schluchzend ihre Arme um ihn.

„Schon gut, Rachel,“ sagte er, „schon gut.“

„Vater, Vater!“ rief sie, „kennst Du mich? sage, kennst Du mich?“

Aber sie verlangte zu viel, es war nur ein vorübergehendes Dämmern des Verstandes — der volle Tag sollte nie wieder auf Erden scheinen.

„Schon gut, Rachel,“ sagte er, „schon gut.“

Obschon aber das erste Feuer ihrer Hoffnung wieder gedämpft ward, so war ihre Freude doch hoch und innig. Ihr Vater kannte sie, er hatte ihren Namen mit Liebe, wenn auch auf seine schwache, unvollkommene und kindische Weise ausgesprochen — er liebte sie! Was bedurfte sie mehr, sie, die wie der bescheidene Liebende, von welchem der italienische Dichter erzählt, „viel gewünscht, wenig gehofft und Nichts gefordert hatte?“

Etwas spät an demselben Abende pochte Richard Jones an Rachel's Thür. Als sie ihm öffnete, fiel der Schein des Lichtes, welches sie in der Hand hielt,

auf ihr Gesicht, und obschon er wenig Beobachtungsgabe besaß, so ward er doch von ihrem Aussehen betroffen. Ihre Wangen waren geröthet, ihre Augen strahlten, ihre Lippen lächelten und es leuchtete mit Einem Worte eine Freude aus ihrem Antlitze, welche Richard Jones noch nie zuvor hier gesehen. Er schaute sie forschend an, sie lächelte aber blos und ließ ihn in das Zimmer treten.

Und nun, Leser, noch ein letztes Bild, ehe wir scheiden.

Es ist Abend, wie Du weißt, und drei Personen sitzen in Rachel Gray's kleinem Zimmer. Es ist ein Herbstabend, etwas kühl, und in dem Kamin brennt ein lustiges Feuer und spiegelt sich mit flackernder Flamme in dem braunen Zimmergeräth und erhellt den kleinen Raum. Und von diesen drei Personen, welche hier sitzen, ist die eine ein grauer, kindischer alter Mann, in einem Lehnstuhle sitzend; die zweite, ein Mann, der noch nicht alt ist, dessen Haar aber durch Kummer und Leiden vor der Zeit grau geworden; und die dritte ist ein schüchternes, gedankenvolles Mädchen mit einem Buche auf den Knieen, welche schweigend nachdenkt über die Worte, welche ihre Lippen so eben gesprochen, denn

sie hat gelesen, wie der Herr giebt und wie der Herr nimmt und wie wir immer den Namen des Herrn loben müssen.

Der gute Samen dieser Worte ist nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Während Richard Jones dasitzt und von seinem ihm entrissenen Lieblinge träumt, träumt er auch von ihrem dereinstigen freudigen Wiedersehen in dem glücklichen Lande, und vielleicht gesteht er jetzt, wo die Zeit über seinen Verlust dahingegangen und die erste Bitterkeit entschwunden ist, mit demüthigem und geläutertem Herzen, daß die Schickung, welche ihm seinen irdischen Abgott raubte und auf eine Zeit lang den zu innig geliebten Schatz seines Herzens hinwegnahm, gerecht und gnädig war.

Und Rachel Gray hat ebenfalls ihre Gedanken. Während sie ihren Vater anschaut und während sie dankbar für Das ist, was sie erlangt hat, sehnt sie sich vielleicht immer noch nach dem vollen Geschenke, welches sie niemals besitzen kann. Wenn aber ihr Herz einen Stich empfindet, wenn es kummervoll zweifelt und sagt: „O, warum habe ich nicht auch einen Vater, der mich liebt und kennt, nicht unvollkommen, sondern völlig und vollständig!“ dann ant=

wortet eine sanfte und geheime Stimme: „Du hattest Dein Herz auf menschliche Liebe gesetzt, und weil Du Dein Herz darauf gesetzt hattest, ward sie Dir nicht gewährt. Beklage Dich nicht, murre nicht, Rachel; wenn Du keinen Vater auf Erden hast, so bedenke, daß Dir ein Vater im Himmel lebt!“



Ende des zweiten und letzten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Kavanagh, Julia,

Rachel Gray Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. Von Julia Kavanagh. Deutsch von A. Kretzschmar

Bd.: 2

Wurzen 1856